

FACETTEN

Das Magazin des ZfP Südwürttemberg

Hier bin ich zuhause Wohnen für psychisch kranke Menschen

Drei Zimmer, Küche, Betreuung –
der passende Lebensraum

Wo ich wohne ...

Alltagsstruktur auf Rezept



Hier bin ich zuhause

Ansichten

4 - Wo fühlen Sie sich zuhause?

Titelthema

6 - Drei Zimmer, Küche, Betreuung

14 - Wo ich wohne

30 - Alltagsstruktur auf Rezept

Einblick

10 - Zum Tangotanz gehören zwei

20 - Hier entscheide ich

25 - Räume für das Miteinander

28 - Im gesunden Modell Familie Halt finden

38 - Sorglos Wohnen für Jung und Alt

40 - Im Interesse der Bewohner

Hintergrund

22 - Individuell und abgestimmt - Hilfe in allen Lebenslagen

32 - Schutz oder Schikane?

Klartext

12 - Der Bäcker ist gleich um die Ecke

34 - Garantiert ein Siegel Qualität?

Zugabe

23 - Zeigen Sie uns Ihre Traumwohnung

42 - Service, Übrigens

Kostprobe

36 - Literatur- und Filmempfehlungen

Schlusslicht

43 - Ausblick, Impressum



Die Frage, wo wir uns wohl und zuhause fühlen, können wir meistens recht schnell beantworten. So erging es auch vielen, die wir befragt haben. Aber so geht es nicht allen. Wer an einer psychischen Erkrankung leidet, empfindet die eigene Wohnung womöglich als befremdlich, still, beängstigend. Wer aufgrund eines Verlustes die Einsamkeit nicht erträgt, in der Familie keinen Halt mehr findet oder im völligen Chaos lebt, weil er sich nicht zum Aufräumen und Putzen aufraffen kann, braucht ein Wohnumfeld, in dem er Unterstützung bekommt.

Deshalb gibt es für psychisch kranke Menschen spezielle Wohnangebote - je nach Schwere der Erkrankung und dem Grad der Selbstständigkeit mit einer unterschiedlich intensiven Betreuung.

Welche Wohnformen es für diese Zielgruppe eigentlich gibt, und warum die Selbstbestimmung dabei eine so wichtige Rolle spielt, lesen Sie in dieser Ausgabe der Facetten. Bewohnerinnen und Bewohner verschiedener Angebote geben Einblick in ihr Lebensumfeld, Betroffene erzählen von ihrem Leben und was für sie das Besondere an den Wohnangeboten ist und Experten erklären die Rahmenbedingungen für die Angebotspalette und wie sich diese weiterentwickelt. Letztendlich möchten wir Ihnen zeigen, was psychisch Kranke brauchen, um sich wohl zu fühlen.

Ihr Redaktionsteam

Wo fühlen Sie sich zuhause?

„Ich fühle mich in meinem kleinen Garten und mit meinen Büchern zuhause.“

Johanna B., 72, Ravensburg

„Überall.“

Lukas B., 20, Bad Schussenried

„In Oberschwaben - und da vor allem in Illmensee und in Ravensburg.“

Stephan O., 73, Illmensee

„Da wo ich mich wohlfühle! Wo mein Mann mich verwöhnt oder nervt, meine Familie und Freunde sich treffen und sich Dinge aus meinem Leben befinden, an denen mein Herz hängt.“

Birgit M., 59, Lehrte

„Da mache ich nicht viele Worte: In und um Ravensburg!“
Frank W., 62, Ravensburg

„Wo ich das Optimum meiner Vorstellungen für ein gutes Leben erfüllt sehe. Das muss ein attraktiver Ort sein, wo es Chancen gibt auf Weiterentwicklung - auch im Beruf - und wo ich einen festen Freundeskreis habe.“

Günther B., 75, Ravensburg



„Ein Sommerfrühstück auf meiner Terrasse; den Sternenhimmel im Liegestuhl betrachten; eine Tasse Tee und ein schönes Buch vor dem Kamin an einem Regentag im November; den Eichhörnchen beim Nüsseknacken zusehen; der leuchtende Herrnhuter Weihnachtsstern im Fenster während der Adventszeit; die kitschig anmutenden Sonnenuntergänge bei Föhnwetter. All das gibt mir das Gefühl, zuhause zu sein.“

Erni M., 56, Ravensburg

„Da wo meine Freunde
und Familie sind.“

Jan H., 31, Magdeburg

„Eine sehr gute Frage für eine Hessin, die schon seit 15 Jahren in Oberschwaben lebt - davon sieben Jahre in Salem und jetzt seit acht Jahren in Weingarten. Für mich ist zuhause nicht auf einen Ort begrenzt. Es ist eher ein Gefühl: Zuhause respektiert man sich, man fühlt sich akzeptiert, heimelig, vertraut, behaglich, wohl, sicher und geborgen.“

Sylvi B., 38, Weingarten

„Überall da, wo ich mich wohlfühle. Zur Zeit in Zürich,
aber auch schon in Australien oder in Neuseeland. Die
Welt ist so groß, da gibt es überall schöne Plätze, an denen
man zuhause sein kann!“

Tina G., 34, Zürich

„Ich fühle mich dort zuhause,
wo meine Familie lebt.“

Manfred S., 60, Ravensburg

„Ich habe das Glück zu wohnen,
wo ich aufgewachsen bin, wo
Teile meiner Familie sind, wo
über lange Jahre Freundschaften
und Nachbarschaften gewachsen
sind: in einer Stadt, die mir in
ihrem Wandel lieb geworden ist.
Ich fühle mich hier zuhause.“

Gisela M., 67, Ravensburg

Drei Zimmer, Küche Betreuung – der passende Lebensraum

ca. 95 m², WC, Balkon, Küche, Speisekammer, Wannenbad, Fliesen, ne...

Morgens aufstehen und zur Arbeit gehen, abends kochen, regelmäßig Wäsche waschen, für das Wochenende einkaufen, Rechnungen pünktlich bezahlen. Alltägliche Aufgaben, die uns selbstverständlich erscheinen, sind für Menschen mit schweren oder chronischen psychischen Erkrankungen eine große Herausforderung. Oft können sie den Alltag ohne Unterstützung nicht bewältigen.



In eigenen Wohnungen führen psychisch kranke Menschen ein weitgehend selbstständiges Leben.

Wegen einer Depression können sie sich zu nichts aufraffen, wegen einer Psychose haben sie Angst davor, zum Amt zu gehen und dringende Formalitäten zu erledigen, wegen ihrer Sucht sind sie nicht mehr in der Lage, ihren Beruf auszuüben. Um psychisch kranken Menschen dennoch ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, gibt es betreute Wohnangebote, in denen sie sich in beschütztem Rahmen entwickeln und entfalten können.

Je nach Schwere der Erkrankung, den bestehenden Fähigkeiten und den Bedürfnissen der Betroffenen können diese in Fachpflegeheimen, in stationären sowie in ambulanten Einrichtungen betreut werden. In die Wohneinrichtungen kommen vor allem psychisch kranke Menschen, die im Anschluss an eine klinische Behandlung weiterhin Unterstützung im Alltag brauchen. Ziel ist es, die Klientinnen und Klienten auf ein weitgehend selbstbestimmtes Leben vorzubereiten. Dabei spielt nicht nur die Betreuung eine große Rolle, sondern auch, dass sie sich wohlfühlen. Deshalb gibt es verschiedene Wohnformen mit einer Betreuung in unterschiedlicher Intensität. So kann für jeden das Angebot gefunden werden, das zu ihm passt. Sei es eine eigene Wohnung oder ein Zimmer in einer gemeinsamen Wohneinrichtung, eine Wohngruppe oder ein Fachpflegeheim mit intensiver Versorgung.

Wenige Wochen oder mehrere Jahre

Das Angebot ist zeitlich nicht begrenzt. Viele sind schon nach wenigen Wochen wieder in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Andere werden über mehrere Jahre hinweg Schritt für Schritt auf ein selbstbestimmtes Leben vorbereitet. Wer an

einer chronischen Erkrankung leidet und immer auf Unterstützung angewiesen ist, kann ein Leben lang in den Wohneinrichtungen bleiben. Auch Ältere mit und ohne psychische Erkrankung sowie mit einer Demenz können in Alten- und Pflegeheimen bis an ihr Lebensende versorgt werden. „Es ist wichtig, dass Menschen mit einem Hilfebedarf wissen, dass sie unsere Unterstützung jederzeit in Anspruch nehmen können“, erklärt Christoph Vieten, Leiter des Bereichs Wohnen im ZfP Südwürttemberg. Das ZfP ist Träger zahlreicher Wohnangebote - und baut das Angebot immer weiter aus. „Vor allem das Ambulant Betreute Wohnen ist ein wichtiger Baustein, da er gleichzeitig möglichst viel Selbstbestimmung und ein sehr großes Maß an Inklusion ermöglicht“, führt Vieten weiter aus.

Im Ambulant Betreuten Wohnen führen die Betroffenen ein weitgehend selbstständiges Leben - in eigenen

Wohnungen oder in einer Wohngemeinschaft. Die Wahl können sie selbst treffen. Wer nicht gerne allein zu Abend isst und gerne Kontakt pflegt, fühlt sich in einer Wohngemeinschaft mit eigenen Zimmern, Gemeinschaftsküche und gemeinsamen Aufenthaltsräumen wohl. Wer lieber für sich ist, seinen Haushalt alleine regelt und seine Ruhe haben möchte, kann in eine eigene Wohnung ziehen. Auch hier gibt es Abstufungen. Betroffene können eine Wohnung in Anspruch nehmen, die von einem Träger wie dem ZfP Südwürttemberg gestellt wird. Oder sie können sich eine eigene Wohnung suchen. In beiden Fällen kommt regelmäßig eine Fachkraft zu den Betroffenen nach Hause, um über Erfahrungen und aktuelle Probleme zu sprechen und Tipps und Hilfestellung zu geben. Auch im Ambulant Betreuten Wohnen können die Betroffenen verschiedene Angebote wie gemeinsame Ausflüge oder Gruppengespräche wahrnehmen.



Im Ambulant Betreuten Wohnen können sich Betroffene entwickeln und entfalten.



Alltag gemeinsam gestalten

Wer mehr Unterstützung braucht, findet Hilfe in stationären Einrichtungen. Hier leben mehrere Klienten in einer Wohngruppe. Fachkräfte betreuen die Bewohner rund um die Uhr. Die Betroffenen haben ein eigenes Zimmer, das sie selbst nach ihren eigenen Wünschen einrichten können. Die Mahlzeiten werden gemeinsam in einem Speiseraum eingenommen. Neben regelmäßigen Einzel- und Gruppegesprächen können die psychisch Kranken an verschiedenen zusätzlichen Angeboten teilnehmen - beispielsweise an einer Kochgruppe. Hierbei lernen sie gemeinsam, wichtige alltägliche Aufgaben zu bewältigen. Von der Rezeptplanung über das Einkaufen, die Abrechnung bis hin zum Abwasch nach dem Kochen. „Solche Formen der Alltagsstrukturierung sind sehr wichtig für unsere Klienten“, so Vieten. „Die Alltagsstrukturierung gibt ihnen Halt, die gemeinsame Erfahrung gibt Sicherheit.“

Eine besondere Form des betreuten Wohnens ist das Betreute Wohnen in Familien. Hierbei werden psychisch kranke Menschen in Gastfamilien aufgenommen. Die Gastfamilie wird dabei von einer Fachkraft begleitet und erhält bei Fragen und Problemen jederzeit Unterstützung. Für viele, vor allem Ältere, die nicht mehr eigenständig leben können, ist eine Gastfamilie die ideale Lebensform, da der Alltag in der Familie ein hohes Maß an Normalität bietet. Gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame Ausflüge und die Teilhabe am allgemeinen Familienleben bedeuten für viele Lebensqualität. Für Jugendliche gibt es ein eigenes Angebot, Junge Menschen in Gastfamilien (JuMeGA). Es vermittelt Jugendliche,

deren Eltern mit der Erziehung überfordert sind und denen durch hohe emotionale Belastungen psychische Probleme drohen. In Gastfamilien finden die jungen Menschen Halt, Bestätigung und Unterstützung in einem liebevollen Umfeld. So können sie lernen, nachhaltige Beziehungen aufzubauen, die in ihrem Elternhaus nicht möglich sind.

Teilhabe am Arbeitsleben

Bei all diesen betreuten Wohnformen erhalten die Betroffenen verschiedene Hilfsangebote. Darüber hinaus werden Freizeitaktivitäten wie Sport, Ausflüge, Reisen und vieles mehr angeboten. Ein weiterer wichtiger Aspekt für die Klienten: Während sie in den Wohneinrichtungen leben, können sie einer geregelten Tagesstruktur nachgehen - in einem Gemeindepsychiatrischen Zentrum, in einer Tagesförderstätte, in einer Werkstatt für behinderte Menschen oder auf dem ersten Arbeitsmarkt. Die Möglichkeit, am Arbeitsleben teilzuhaben und somit einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten, ist für psychisch Kranke sehr wichtig und spielt eine große Rolle in der Versorgung. Nach einem langen Arbeitstag in ein beschütztes Umfeld zurückkehren zu können, in dem sie Unterstützung finden, gibt ihnen gleichzeitig Sicherheit.

Spezialisierte Hilfen bietet das ZfP Südwürttemberg außerdem für Demenzerkrankte. Da die Gesellschaft immer älter wird, nimmt auch die Zahl der Demenzerkrankungen zu. Mit eigens den Bedürfnissen der Betroffenen angepassten Pflegeheimen bietet das ZfP demenzerkrankten Menschen ein beschütztes Wohnumfeld mit professioneller Betreuung. So sind zum Beispiel Pflegeheime ent-



Die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen.

standen, die oval gebaut sind und die einen Rundgang integriert haben. Da Demenzkranke häufig einen sehr großen Bewegungsdrang haben, können sie hier gefahrlos umhergehen, ohne sich in verwinkelten Fluren zu verirren. Die Gestaltung der Flure und Räume erleichtert die Orientierung zusätzlich.

Übergroße Beschriftungen an den Türen sind altersgerecht, Farben und Symbole helfen den Betroffenen, ihr Zimmer, das Bad oder den Speiseraum zu finden. Letztendlich geht es bei allen Wohnangeboten darum, den Betroffenen das größtmögliche Maß an Lebensqualität zu bieten - und sie in ihrer persönlichen Situation zu unterstützen. Manche brauchen nur für einen überschaubaren Zeitraum Hilfe, andere über Jahre hinweg. Während bei älteren Menschen vor allem der Erhalt der Lebensqualität sowie vorhandener Ressourcen im Vordergrund steht, ist bei Jugendlichen und Erwachsenen wichtig, sie in ihrer Entwicklung zu fördern. Es geht darum, die Selbstständigkeit aufzubauen und das Selbstvertrauen zu stärken. ■

Text: Melanie Gottlob — Fotos: Ernst Fessler, Rolf Schultes



Das betreute Wohnen bietet Hilfen im Alltag und auch bei der Arbeitssuche.

Im betreuten Wohnen erhalten die Klientinnen und Klienten

- tagesstrukturierende Hilfen
- Hilfe und Anleitung zur Haushaltsführung mit Putzen, Waschen und Kochen
- sozialrechtliche und finanzielle Beratung
- Unterstützung im Umgang mit Geld
- Hilfe bei der Beantragung und Weiterführung von RehaMaßnahmen
- Hilfe bei der Arbeitssuche
- medizinische Versorgung
- Einzel- und Gruppengespräche
- Krisenintervention

Zum Tangotanz gehören zwei

Viele psychisch kranke Menschen blicken auf eine lange Suchtkarriere zurück und haben viele Rückschläge erlebt. Im Wohnheim Phoenix hilft man ihnen dabei, wieder im Leben Fuß zu fassen und neuen Mut zu schöpfen. Dazu gehört eine wertschätzende Haltung.

Volker Finn stand kurz vor dem Durchbruch als Profimusiker. Doch dann löste sich seine Band auf, er wurde von seiner Freundin verlassen, sein Arbeitgeber ging Konkurs. „Ich wurde sozusagen von heute auf morgen zum Alkoholiker“, erzählt der 47-Jährige und lächelt bitter. Es folgten zahlreiche Klinikaufenthalte, Entzüge, Therapien und Rückfälle. Vor acht Jahren kam er dann erstmals in das Wohnheim Phoenix.

Die hilfesuchenden Menschen sind oft jahrzehntelang alkoholabhängig, haben sich buchstäblich krank getrunken. Somatische Krankheiten begleiten ihre Sucht, aber auch psychische Beeinträchtigungen.

„Viele unserer Bewohner haben das Vertrauen in sich selbst verloren und können auf keinerlei soziale Kontakte zurückgreifen“, berichtet Kamilla Wiercinski, Pflegefachkraft im Wohnheim Phoenix.

Deshalb versuchen die Mitarbeitenden, gemeinsam mit ihren Klienten den Blick nach vorne zu richten und an vorhandene Ressourcen anzuknüpfen - das können zum Beispiel

Organisationstalent oder der Wunsch nach Selbstständigkeit sein.

„Unser Ziel ist es, den Bewohnerinnen und Bewohnern den Rahmen für ein selbstbestimmtes Handeln zu eröffnen“, erklärt Kamilla Wiercinski, die ihre Aufgabe manchmal mit einem Tangotanz vergleicht. „Es bringt nichts, wenn einer alleine führt, sondern es gehören immer zwei dazu - nur dann sieht ein Tango harmonisch aus.“ Auf die Betreuung der Bewohner übertragen heißt das, dass sie, wann immer möglich, beteiligt werden. „Statt Vorgaben zu machen, stellen wir ihnen Wahlmöglichkeiten vor.“

Volker Finn lebt mittlerweile in einer ambulant betreuten Wohnung und bekommt regelmäßig Besuch von den Mitarbeitenden des Wohnheims Phoenix. „Um die Wohnungssuche habe ich mich selbst gekümmert“, berichtet er stolz. Ihm gefällt es, dass er als Klient zwar bei Angelegenheiten wie der Wohnungssuche oder Antragstellung unterstützt wird, jedoch immer nur gerade so viel, wie nötig ist.



„Wann immer es geht, wird man zur Eigeninitiative ermutigt, sei es beim Sichten der Wohnungsanzeigen oder bei Vorstellungsgesprächen“, sagt der passionierte Musiker. „So wird einem einerseits geholfen und gleichzeitig wird die Selbstständigkeit gefördert.“

Zum Miteinander im Wohnheim Phoenix gehört auch, dass die Klienten als Experten der eigenen Erkrankung anerkannt werden. „Viele unserer Bewohner haben zahlreiche Therapien hinter sich und kennen verschiedenste Konzepte - sie sind richtige Profis.“ Deshalb versuchen Kamilla Wiercinski und ihre Kolleginnen, diese Erfahrungen ernst zu nehmen und auf das Wissen der Betroffenen zurückzugreifen. Wer auf diese Weise ernst genommen und gehört wird, lernt nach und nach,

sich selbst wieder mehr zu vertrauen. Die wertschätzende Atmosphäre im Wohnheim Phoenix drückt sich nicht zuletzt in der Sprache aus. Positive Formulierungen, aufmunternde Worte und Gespräche auf Augenhöhe. Denn der Erfolg einer Behandlung, so ist man im Wohnheim Phoenix überzeugt, hängt auch immer von der Haltung des Begleitenden ab: „Eine positive Grundhaltung vermittelt den Bewohnern das Vertrauen, das sie brauchen, um ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen.“

Auch Volker Finn hat die nächsten Schritte in Richtung Selbstständigkeit geplant. Gemeinsam mit seiner neuen Freundin will er sich eine Wohnung in Riedlingen suchen. Dann hat er auch endlich wieder genügend Platz für seine 14 Gitarren. „Ich bin auf dem richtigen Weg,

habe einen geregelten Arbeitsalltag und gehe meinen Hobbys, der Musik und der Malerei nach“, sagt er nachdenklich. „Jetzt muss ich nur noch lernen, dass mich das auch zufrieden und glücklich macht.“ ■

Text: Heike Amann-Störk — Illustration: Zambrino

Im Wohnheim Phoenix wird nach dem Recovery-Modell gearbeitet. Das ist ein Konzept, das psychisch Kranken hilft, indem das Genesungspotenzial der Betroffenen unterstützt wird. Der Begriff Recovery stammt aus dem Englischen und kann in diesem Zusammenhang mit „Wiedergesundung“ übersetzt werden. Für diesen Prozess sind Hoffnung, fördernde zwischenmenschliche Beziehungen, Selbstbestimmung, soziale Integration und Problemlösungskompetenz erforderlich. Fast nebenbei wird ein neuer Lebenssinn vermittelt. Gesundheit bedeutet nicht ein Leben ohne psychische Probleme und Krankheiten, sondern vielmehr, dass Menschen damit möglichst gut umgehen und leben können.

Der Bäcker ist gleich um die Ecke

Im Ambulant Betreuten Wohnen finden psychisch Kranke genau den Hilfebedarf, den sie brauchen, um ihren Alltag selbstständig bewältigen zu können. Im Facetten-Interview erklärt Klaus Ramsperger, Abteilungsleiter der Wiedereingliederungshilfe im ZfP Südwürttemberg in Bad Schussenried, die Vorzüge dieser Betreuungsform.

Facetten: Seit gut 15 Jahren verzeichnet das ZfP gute Erfolge damit, chronisch psychisch Kranke in kleinen Wohneinheiten möglichst in der Nähe ihres Herkunftsortes zu betreuen.

Klaus Ramsperger: Genau. Das ZfP in Weissenau begann bereits im Jahr 2000, die großen Wohnheimgruppen auf dem Gelände aufzulösen. Die Bewohnerinnen und Bewohner zogen in Wohnungen im Kreis Ravensburg und im Bodenseekreis, wurden aber weiterhin stationär vom ZfP betreut.

Facetten: Für den Kreis Biberach gehen Sie jetzt einen Schritt weiter.

Ramsperger: Ja, wir verzichten auf stationäre, dezentrale Wohngruppen und widmen unsere bisherigen Einheiten in Ambulant Betreutes Wohnen um.

Facetten: So neu ist das doch gar nicht, es gibt bereits jetzt Klientinnen und Klienten, die ambulant betreut wohnen.

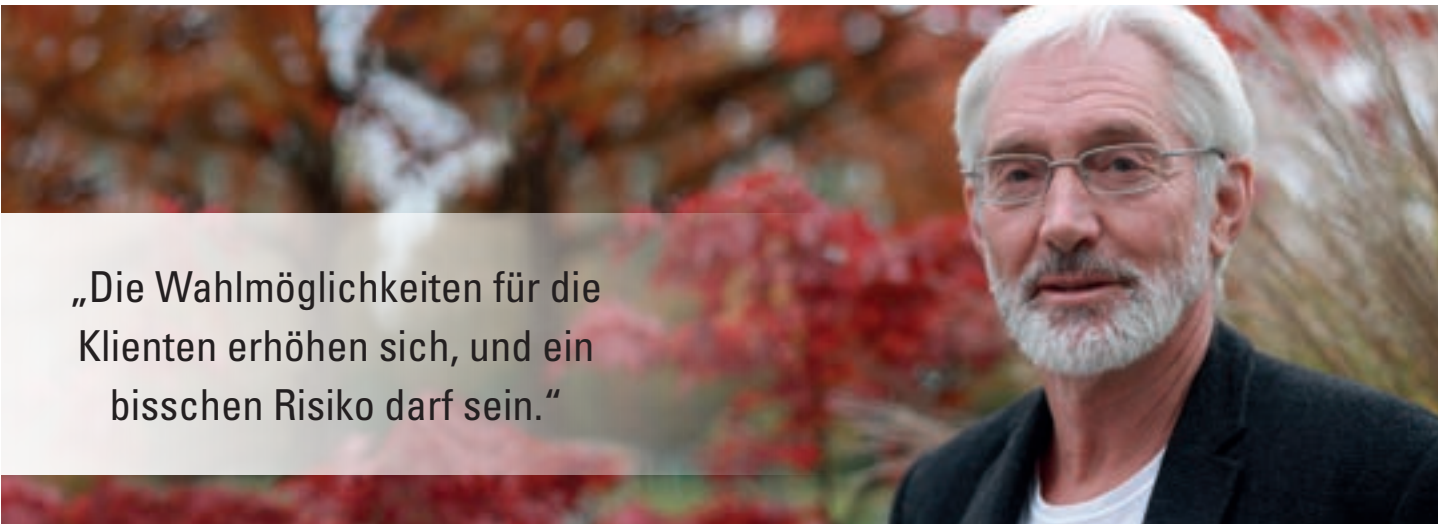
Ramsperger: Richtig. Und genau auf diese Erfahrungen setzen wir. Ich bin überzeugt davon, dass es uns gelingen wird, langfristig alle Menschen mit Hilfebedarf ambulant zu versorgen.

Facetten: Was ändert sich für die Bewohnerinnen und Bewohner?

Ramsperger: Zunächst natürlich formal ihr Status. Sie werden zu Klientinnen und Klienten. Vom Gefühl her ändert sich wenig. Sie bleiben in ihren bisherigen vier Wänden, da wir sie bereits in kleineren Einheiten versorgen. Aber sie erleben mehr Wahlmöglichkeiten. Sie entscheiden, wo sie wohnen: in der Stadt, auf dem Dorf, in der Nähe ihrer tagesstrukturierenden Werkstätten. Sie gestalten ihren Alltag: Hol ich mir zum Frühstück mein Brötchen beim Bäcker, frühstücke ich gleich dort oder zuhause mit meinen WG-Genossen? Und sie bekommen de facto mehr Geld, das sie allerdings selber verwalten müssen. Es geht um Selbstbestimmung, das ist ein hohes Gut.

Facetten: Und davon profitieren wirklich alle bisher in stationären Wohngruppen versorgten psychisch Kranken?

Ramsperger: Für sehr wenige Menschen mit hochintensivem Betreuungs- und Hilfebedarf richten wir eine Therapeutische Wohngruppe ein. Chronisch Abhängigkeitskranke, die an weiteren Störungen und teilweise auch somatischen Erkrankungen leiden, versorgen wir in speziellen Wohneinheiten.



„Die Wahlmöglichkeiten für die Klienten erhöhen sich, und ein bisschen Risiko darf sein.“

Facetten: Wie kommen die anderen Menschen, die, wie Sie sagen, bisher von der Institution verwaltet wurden, mit diesem Wandel zurecht?

Ramsperger: Der Wandel vollzieht sich behutsam und begleitet. Neben einem eigenen Mietvertrag bekommen unsere Klienten ja auch einen Betreuungsvertrag. Und da wird ganz individuell unterschieden, wie intensiv - von ganz wenig bis höchst engmaschig - diese Betreuung gestaltet wird. So gelingt Inklusion. Mit Unterstützung beim Umgang mit dem Vermieter, mit Nachbarn, am Arbeitsplatz oder auch bei der Grundversorgung wie essen, trinken und Hygiene helfen wir, Konflikte zu bewältigen. Die Erfahrung zeigt, dass sowohl die Klienten als auch unsere Mitarbeitenden in den Betreuungsteams zufriedener sind. Krisen sind äußerst selten.

Facetten: Sie haben das Thema Geld angesprochen. Was tun Sie, wenn ein Klient sein Haushaltsbudget nicht einteilen kann?

Ramsperger: Ein gewisses Risiko besteht immer. Wenn am 20. des Monats Ebbe im Geldbeutel ist, müssen wir gemeinsam planen, wie das in Zukunft vermieden werden kann. Das ist aber etwas anderes, als wenn ich einem Bewohner einen Antrag auf Taschengeld genehmige und er mit dem Zettel dann zur Kasse geht, um sich den Betrag auszahlen zu lassen. Es geht um Selbstbestimmung.

Aufgezeichnet von Heike Engelhardt — Foto: Rieke Mitrenga

Klaus Ramsperger

Der Sozialpädagoge Klaus Ramsperger, 59, arbeitet seit 27 Jahren im Wohn- und Pflegeheim des ZfP in Bad Schussenried. Seit drei Jahren leitet der engagierte Verfechter des Inklusionsgedankens im Geschäftsbereich Wohnen des ZfP Südwürttemberg die Eingliederungshilfe Bad Schussenried für den Landkreis Biberach.

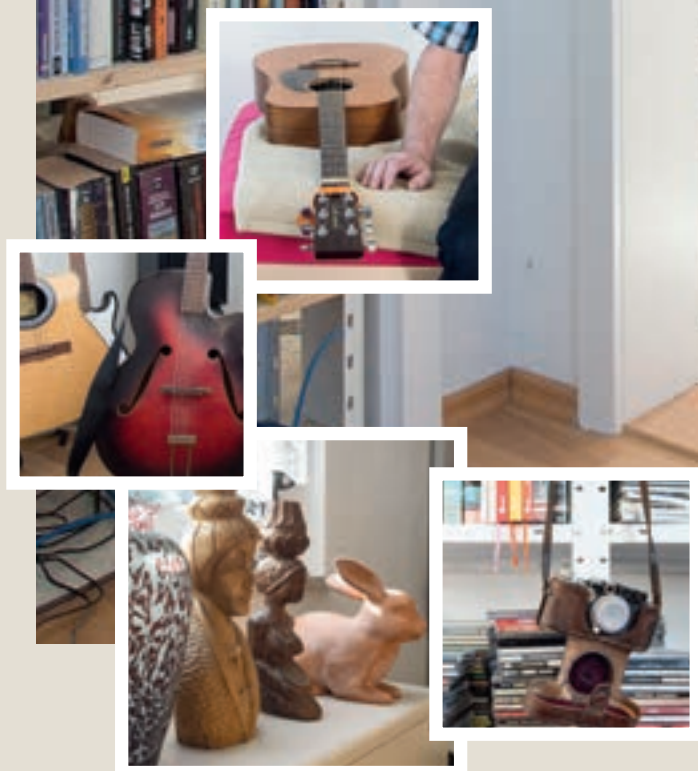


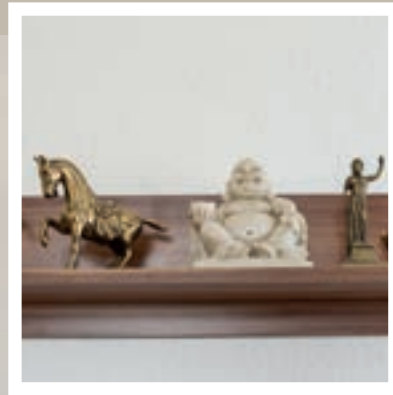
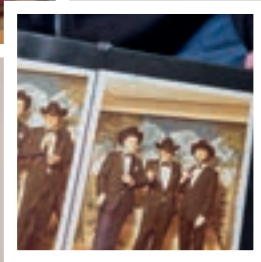
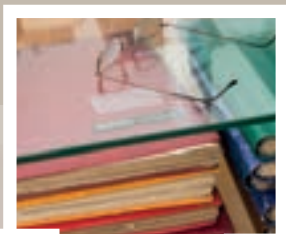
„Wo ich wohne.“

Wir haben Menschen mit einer psychischen Erkrankung besucht.

Ambulant Betreutes Wohnen Phoenix

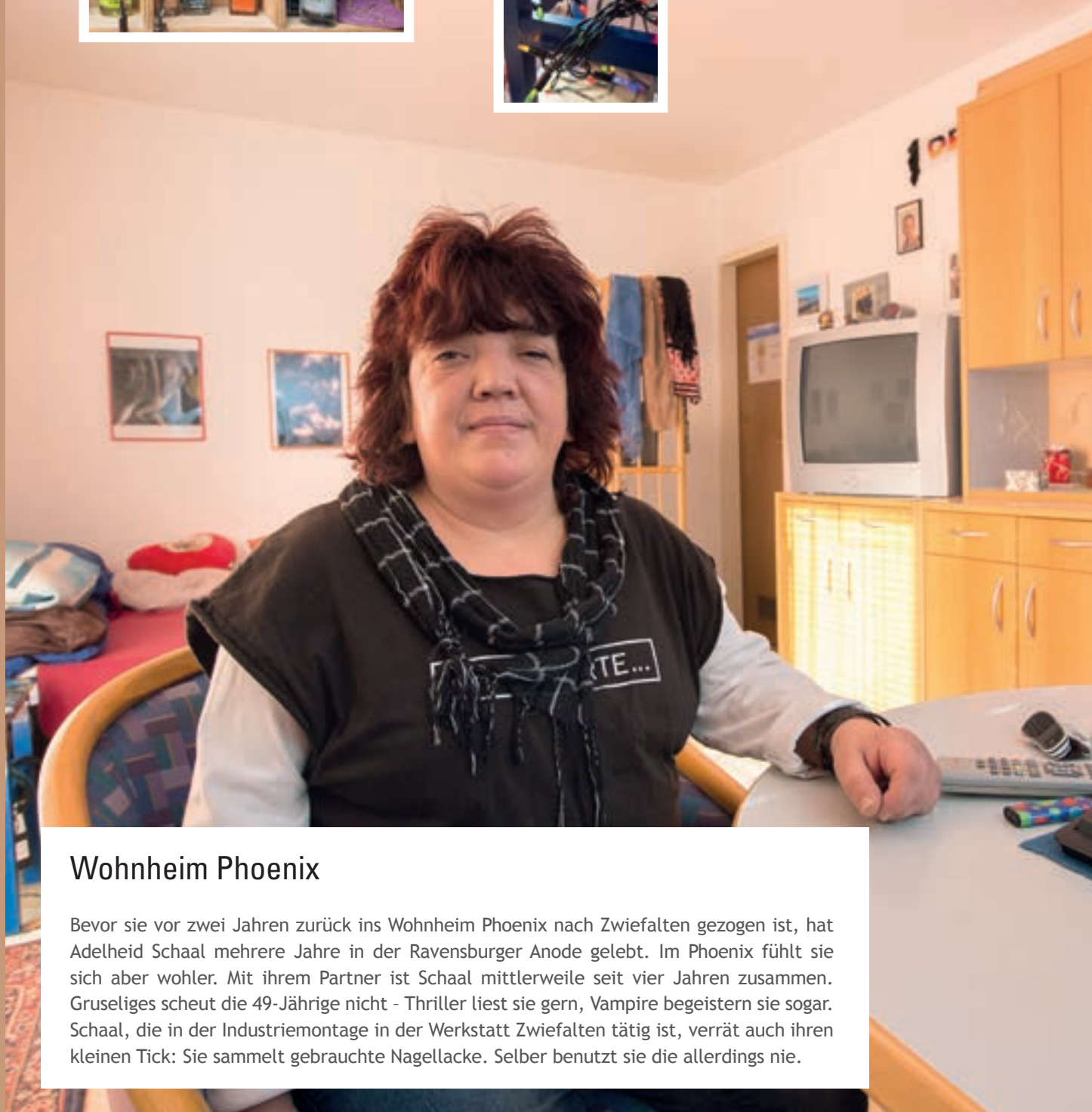
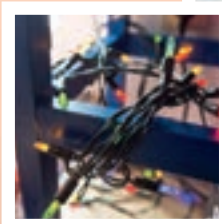
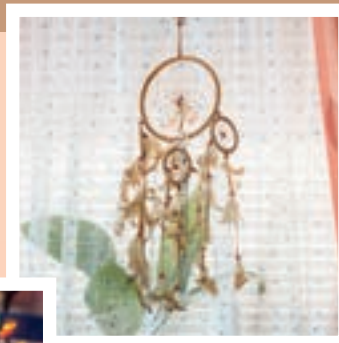
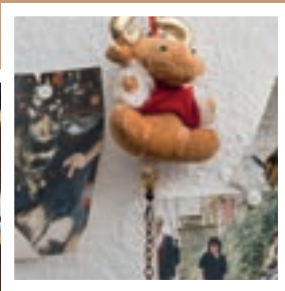
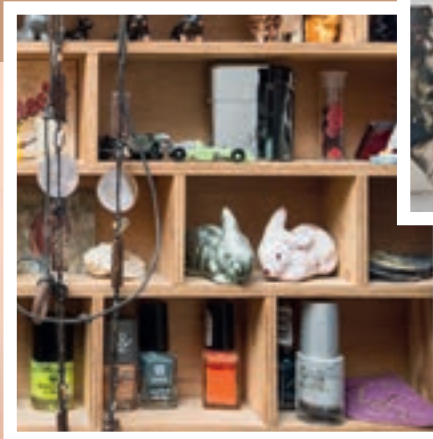
Erst vor einigen Wochen ist Volker Finn in die ambulant betreute Wohnung am Ortsrand von Zwiefalten gezogen. Der 47-jährige fühlt sich hier wohl, zu Fuß ist er in ein paar Minuten an seinem Arbeitsplatz. Derzeit ist er in der Industriemontage der Werkstatt Zwiefalten beschäftigt, außerdem übernimmt er Fahrdienste. Nur etwas mehr Platz für seine 17 Gitarren, die Anlage und Boxen hätte er gerne. Einen Teil davon lagert er derzeit im Keller ein.





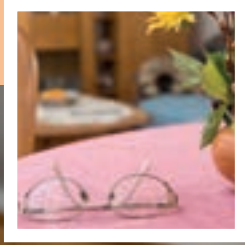
Neues Törlé

Reinhardt Pareike ist stolzer Bewohner des größten Zimmers im Neuen Törlé in Bad Schussenried. Er ist einer der wenigen, die eigene Möbel mitgebracht haben. Bisher hat er ein aufregendes Leben hinter sich. 25 Jahre war Pareike als Kaufmann tätig. Zudem führte er eine eigene Fotoagentur in Berlin. Der Motorradfahrer war viel in der Weltgeschichte unterwegs: In Europa und zweimal auch in Amerika. Einige Mitbringsel und zahlreiche Fotos sind in jeder Ecke seines Zimmers zu finden. Seinen Kopf hält der 64-Jährige unter anderem mit der Lektüre von STERN und FOCUS fit. Alt fühlt er sich noch gar nicht.



Wohnheim Phoenix

Bevor sie vor zwei Jahren zurück ins Wohnheim Phoenix nach Zwiefalten gezogen ist, hat Adelheid Schaal mehrere Jahre in der Ravensburger Anode gelebt. Im Phoenix fühlt sie sich aber wohler. Mit ihrem Partner ist Schaal mittlerweile seit vier Jahren zusammen. Gruseliges scheut die 49-Jährige nicht - Thriller liest sie gern, Vampire begeistern sie sogar. Schaal, die in der Industriemontage in der Werkstatt Zwiefalten tätig ist, verrät auch ihren kleinen Tick: Sie sammelt gebrauchte Nagellacke. Selber benutzt sie die allerdings nie.

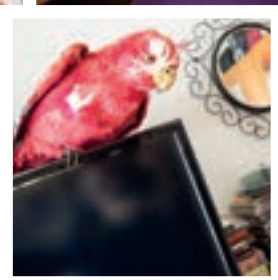
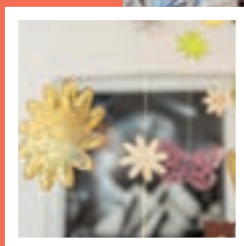
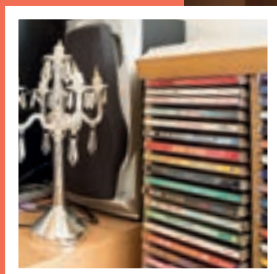


Betreutes Wohnen in Familien

Seit fast fünf Jahren lebt Brigitte Schlachter nun schon bei Familie Schuster - mitten im Grünen, mit Blick auf weite Wiesen. Im Haus der Familie hat sie eine kleine Einliegerwohnung im Souterrain bezogen, die sie selbst liebevoll mit vielen frischen Blumen und kleinen Engelchen dekoriert hat. Da sie noch sehr selbstständig ist, kann sie sich hier gut selbst versorgen. Aber das Familienleben um sie herum gefällt ihr. Die jüngere Tochter der Familie Schuster geht gern mit ihr spazieren oder besucht sie in ihrer Wohnung.

Ambulant Betreutes Wohnen Friedrichshafen

Basteln, Lesen, Filme schauen und Musik hören - Gerda Jetschmanegg hat viele Hobbys. Das sieht man ihrem Zimmer in der Wohngemeinschaft, in der sie lebt, auch an. Ein selbstgemachtes Mobile und ein Schmetterling hängen an der Decke, die Harry Potter-Bücher stapeln sich in einem Regal. Mittlerweile arbeitet sie im Klinikum in Friedrichshafen, sie fährt mit dem Bus dorthin, die Bushaltestelle ist gleich auf der anderen Straßenseite. Wenn sie von der Arbeit nach Hause kommt, schaut sie gern fern oder genießt es, in ihrem eigenen Zimmer ihre Ruhe zu haben.



Text: Heike Amann-Störk, Melanie Gottlob, Rieke Mitrenga —

Fotos: Ernst Fessler

Hier entscheide ich

Nach mehreren stationären Aufenthalten, einem mehrjährigen Aufenthalt im stationär betreuten Wohnen sowie in einem Wohnheim in Riedlingen hat Andrea B.* vor zwei Jahren ihre eigene Wohnung bezogen. Auch wenn es ihr schon vorher immer besser ging – jetzt fühlt sie sich endlich richtig wohl. Im Ambulant Betreuten Wohnen hat sie ihr Zuhause gefunden.



Ausbildung zur Erzieherin

Andrea B. mochte Kinder schon immer. Bereits in der Schule hat sie zahlreiche Praktika gemacht. Zum Beispiel in einem Kinderkurheim. Hier betreute sie Gruppen mit 12 bis 14 jährigen Kindern. Die Arbeit machte ihr so viel Spaß, dass sie sich zur Erzieherin ausbilden ließ. Es lief alles gut. Die Ausbildung, das Anerkennungsjahr - und als sie ihren Abschluss hatte, wurde sie direkt als Gruppenleiterin eingesetzt. Dadurch fühlte sie sich überfordert. „Vorher war ich immer Zweitkraft, plötzlich hatte ich die volle Verantwortung“, berichtet Andrea B. Auf einmal wusste sie nicht mehr, wie sie mit den Kindern umgehen soll.

Sucht und Entzug

Da fing ihr Leben an zu bröckeln. Sie verlor ihre Stelle, wurde arbeitslos, feierte nächtelang, trank zu viel Alkohol und nahm Drogen. Zunächst verdrängte sie die Probleme. Doch ihre Mutter überredete sie zu einer Entzugsbehandlung in einer psychiatrischen Klinik. Wirklich wohl fühlte sie sich nicht. Tagsüber lag sie entweder im Bett oder war unruhig. Die Beschäftigungstherapie tat ihr nicht gut, da sie nicht lange sitzen konnte.

Eine neue Arbeit

Als sie entlassen wurde, zog sie zu ihrer Mutter nach Ehingen. Dort nahm sie eine Arbeitsstelle in einer Behindertenwerkstatt an. Gerne erinnert sie sich an diese Zeit zurück, vor allem weil sie durch die Arbeit in der Werkstatt wieder auf den ersten Arbeitsmarkt vermittelt werden konnte. „Ich habe im Lager bei Schlecker gearbeitet. Es war ein gutes Gefühl, wieder unter Menschen zu sein“, berichtet Andrea B. heute.

Krankheit nach Arbeitsplatzverlust

Doch dann kam die Insolvenz von Schlecker - und damit auch die Schließung der Filiale, in der Andrea B. gearbeitet hat. Das riss ihr endgültig den Boden unter den Füßen weg. Sie zog sich zurück und entwickelte Wahnvorstellungen. „Ich dachte, der Sprecher im Radio würde direkt mit mir sprechen, ich verlor jedes Gefühl dafür, was ich ernst nehmen konnte“, beschreibt Andrea B. ihre Situation. Schließlich kam sie freiwillig in die Psychiatrie zurück und nach vielen weiteren stationären Aufenthalten und einem Suizidversuch kam sie ins Schussenrieder Wohnheim Törle.



Station 5

Station 6

Station 7

Von der Station ins Wohnheim

Von da an wurde es immer besser, weil sie sich unabhängig fühlte. „Auf Station hatte ich immer Schwierigkeiten mit den vielen Regeln. Besonders die zeitlichen Vorgaben, der strenge Tagesablauf haben mich gestört“, erklärt sie. Im Wohnheim konnte sie selbstständiger agieren. Vor allem, als sie ihr Einzelzimmer beziehen konnte.

Umzug nach Riedlingen

Schließlich wurde in Riedlingen ein neues Wohnheim eröffnet. Mitten in einem Wohngebiet, mit nahegelegenen Einkaufsmöglichkeiten, in ruhiger Lage. Andrea B. war eine der ersten Klientinnen und Klienten, die umgezogen sind. In einem großen Wohnhaus bezog sie gemeinsam mit anderen Betroffenen und Betreuern ihr Zimmer. In ihrer neuen Umgebung fand sich Andrea B. schnell zurecht. Die Gegend gefiel ihr und sie stellte endgültig fest, dass das Leben im betreuten Wohnen besser zu ihr passt und ihr langfristig mehr hilft als eine stationäre Behandlung. Also blieb sie und stabilisierte sich zunehmend.

Die eigene Wohnung

Bis sie sich sicher genug fühlte, um den nächsten Schritt zu wagen. In eine eigene Wohnung zu ziehen. Ganz auf sich alleine gestellt ist sie noch nicht. Ihr neues Zuhause ist nur wenige Gehminuten vom ehemaligen Wohnheim in Riedlingen entfernt. Jeden Donnerstag kommt eine Betreuerin zu ihr, um über Probleme zu sprechen und sie im Haushalt zu unterstützen. Alle vier bis sechs Wochen kommt sie zum Einzelgespräch in die Psychiatrische Institutsambulanz in Riedlingen. Aber darüber hinaus regelt sie ihr Leben selbst. „Ich entscheide, was ich einkaufe, was ich mir heute Abend zum Essen koche, was ich trinke, das ist ein gutes Gefühl“, sagt Andrea B. mit einem zufriedenen Lächeln. Es ist ihr anzusehen, dass sie sich im Ambulant Betreuten Wohnen wohlfühlt. ■

* Name von der Redaktion geändert

Text: Melanie Gottlob — Illustration: Zambrino



Individuell und abgestimmt – Hilfe in allen Lebenslagen

Vorurteile gegenüber psychischen Erkrankungen scheinen in den vergangenen Jahren abgenommen zu haben: Betroffene trauen sich eher und früher, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Entsprechend steigt die Zahl der Patienten. Um die Versorgung zu gewährleisten, wurde das Netz an Hilfs- und Behandlungsangeboten weiter ausgebaut und differenziert. Ein Gedanke, der dabei zunehmend in den Mittelpunkt rückt: den Betroffenen die passende Hilfe bieten, die sie in der jeweiligen Lebenslage brauchen.

Zentrales Ziel der Versorgung chronisch psychisch erkrankter Menschen ist es, sie wieder auf ein eigenständiges Leben vorzubereiten. Der Erhalt der Selbstbestimmung für die persönliche Entwicklung ist dabei grundlegend. In einem individuellen Hilfeplan wird der Hilfebedarf für den einzelnen Menschen gemeinsam mit ihm ermittelt. Die Unterstützungsangebote richten sich dabei nach den Bedürfnissen in der jeweiligen Lebenslage. „Individualität ist ein zentraler Wert in der Versorgung psychisch kranker Menschen. Und da jeder Mensch das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben hat, möchten wir ihm dies auch für sein Zuhause bieten. Das ist unser Glaubensbekenntnis“, betont Christoph Vieten, Leiter des Bereichs Arbeit und Wohnen im ZfP Südwürttemberg.

Vieten legt deshalb besonderen Wert darauf, dass die betreuten Wohnangebote des ZfP differenziert und individuell abgestimmt sind. Es gilt der Grundsatz: ambulant vor stationär. „Unsere Fachkräfte sind verlässliche Partner für die von uns betreuten Menschen. Zuhören, verstehen und begleiten vermittelt ein Gefühl von Sicherheit. Wer weiß, dass es im Hintergrund jemanden gibt, auf den man sich verlassen kann, traut sich selbst wieder mehr zu“, ist er überzeugt.

Manchmal reicht eine vorübergehende ambulante Versorgung, um eine Krise zu bewältigen. Wer aber wegen der Schwere seiner Erkrankung auch langfristig auf Hilfe angewiesen ist, erhält diese in der Intensität, die er braucht. „Überforderungen müssen dabei vermieden werden, denn sie können zu einer Verschlechterung der Krankheitssymptomatik führen“, schildert

Vieten. Bei Rückschlägen können die Hilfsangebote wieder intensiviert werden. Menschen mit chronisch verlaufenden psychiatrischen Erkrankungen können lernen, mit ihrer Erkrankung zu leben. Die Erkrankung kann Motor dafür sein, eigene Fähigkeiten zu entwickeln, ein zufriedenes Leben zu führen und ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft zu sein.

„Inklusion - also die Teilhabe von psychisch Erkrankten am gesellschaftlichen Leben - das ist unsere Zielsetzung. Hierfür möchten wir ein kompetenter Partner für die uns anvertrauten Menschen sein“, sagt Vieten. ■

Text: Melanie Gottlob — Illustration: Zambrino

Zeigen Sie uns Ihre Traumwohnung

Ist Ihr Zuhause eher modern, klassisch oder verspielt eingerichtet? Liebevoll dekoriert oder eher schlicht? Zeigen Sie es uns. Einfach die Möbelstücke und Gegenstände auf dieser und der nächsten Seite ausschneiden und in die markierten Flächen kleben. Ihr Lieblingsstück ist nicht dabei oder Sie würden noch eine Trennwand einziehen? Zeichnen Sie es einfach ein. Nur noch abtrennen und in einem frankierten Umschlag an die umseitige Anschrift senden.



Fenster

6 m

Fenster

Fenster

4 m

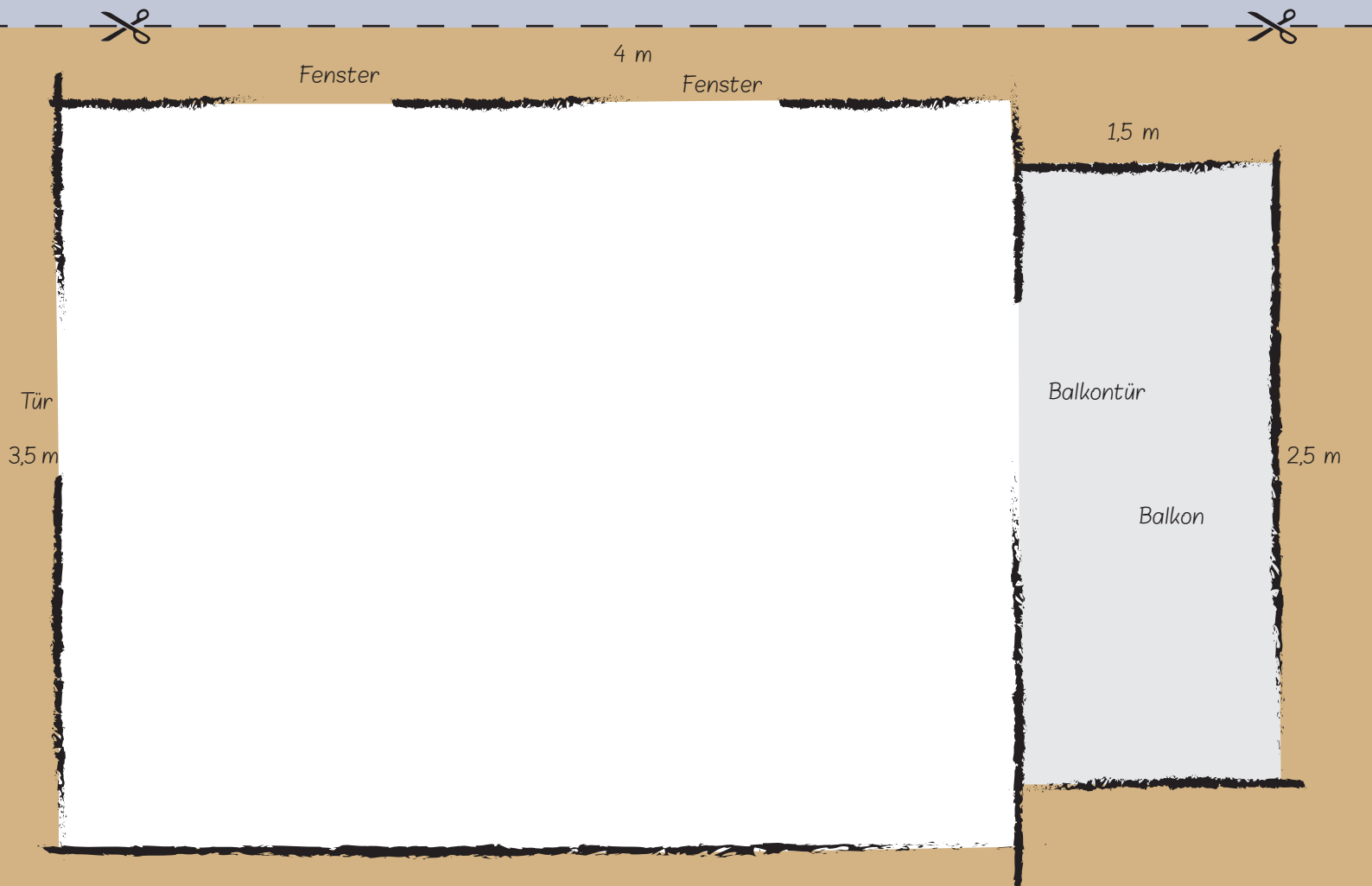
Tür

Wohnzimmer



Bitte senden Sie Ihren Entwurf in einem frankierten Umschlag an das ZfP Südwestdeutschland, Abteilung Kommunikation, Pfarrer-Leube-Straße 29, 88427 Bad Schussenried.

Unter allen Einsendungen verlosen wir „Das große Buch der Wohnstile“ (siehe Kostprobe, Seite 36). Einsendeschluss ist der 15. Januar 2016. Die verschiedenen Wohnträume zeigen wir Ihnen ab 30. Januar 2016 unter www.zfp-web.de.



Räume für das Miteinander

Die Einen bezeichnen sie als sozialen Wohnungsbau mit Modellcharakter, zur Förderung der Inklusion. Für viele Bewohnerinnen und Bewohner ist sie eine ansprechende und trotzdem finanziell erschwingliche Wohnmöglichkeit. Klientinnen und Klienten des ZfP Südwürttemberg bietet sie eine Perspektive, selbstbestimmt leben zu können, trotz ihrer psychischen Erkrankung - die Fischerwiese in Ravensburg.



Der Innenhof der Fischerwiese dient als Treffpunkt für Groß und Klein.

Die Mitarbeitenden des betreuten Wohnens des ZfP Südwürttemberg fahren täglich eine Route durch Ravensburg ab, um Klientinnen und Klienten, die außerhalb der stationären Einrichtungen leben, zu betreuen. Dabei halten sie auch mehrmals inmitten eines Wohngebietes in der Südstadt von Ravensburg. Hier stehen vier Mehrfamilienhäuser, dazwischen befindet sich ein weitläufiger Innenhof mit Gartenanlage. Es handelt sich um die sogenannte Fischerwiese. Als Projekt des sozialen Wohnbaus wurde diese im Jahr 2012 aus Fördermitteln der Stadt

Ravensburg erstellt. Entstanden sind 32 barrierefrei zugängliche Wohnungen. Hier leben ganz unterschiedliche Menschen aller Nationalitäten - Familien, Alleinerziehende, Ältere, Jüngere und Menschen mit Handicap, die einen Wohnberechtigungsschein besitzen. Verschiedene soziale Träger haben Wohnungen angemietet. Unter anderem die St. Gallus-Hilfe der Stiftung Liebenau. Auch das ZfP Südwürttemberg belegt drei Wohnungen der Fischerwiese.

Waschsalon und Gemeinschaftsraum

Sibylle Gronmaier, Leiterin des Ambulant Betreuten Wohnens Ravensburg am ZfP Südwestfalen, erklärt was es mit dem Wohnprojekt auf sich hat: „Es handelt sich um ein integratives Projekt, um das Miteinander zu fördern.“ Für das Miteinander stehen allen Bewohnern diverse Räume zur Verfügung. So gibt es einen Waschsalon und einen Gemeinschaftsraum, der für Geburtstage, Spieleabende und andere Feste und Treffen genutzt werden kann. Daneben befindet sich ein Büro. Zu bestimmten Zeiten, meistens Morgens und am Vormittag, trifft man hier auf einen Sozialarbeiter. Dieser ist entweder für die St. Gallus-Hilfe oder das ZfP Südwestfalen tätig und beantwortet Fragen zur Bürokratie und unterstützt beim Ausfüllen von Anträgen. Angrenzend an die Häuser ist der zugehörige Parkplatz. Hier steht ein Elektroauto mit Ladestation zur Miete bereit. Doch auch für Menschen ohne Führerschein bietet die Fischerwiese einen Vorteil: Abgesehen von der ansprechenden Umgebung in dem Wohngebiet ist die Fischerwiese auch sehr zentral gelegen.

Arbeit fördert Inklusion

Alle derzeitigen Bewohner der vom ZfP angemieteten Wohnungen sind berufstätig. Sie arbeiten im Gemeindepsychiatrischen Zentrum (GPZ), in den Werkstätten der WfbM und im inklusiven Kunstatelier. Die Arbeitsorte liegen verteilt in der Stadt. Laut Gronmaier sei das Absicht - auch dies sei ein kleiner Beitrag zur Inklusion. Egal ob es sich um die Fahrt zum Arbeitsplatz oder die Arbeitseinheiten an sich handelt: der wichtigste Aspekt, der durch die Berufstätigkeit vermittelt werde, sei aber die Entwicklung einer Tagesstruktur.

Bei den Bewohnerinnen und Bewohnern der Wohnungen des ZfP Südwestfalen handelt es sich um chronisch psychisch Kranke. „Es sind überwiegend jüngere Leute“, berichtet Gronmaier. Diese hätten vermehrt den Anspruch, wieder in der Gemeinde zu sein. Die derzeitigen Bewohner sind zwischen 20 und 30 Jahre alt. In einer Wohnung leben sie aber nicht alleine. Es handelt sich um Wohngemeinschaften (WG). Jeweils zwei Bewohner teilen sich eine



Im unteren verglasten Teil des Mehrfamilienhauses befinden sich der Waschsalon und der Gemeinschaftsraum.

„Die Stadt war uns wohlgesonnen“, kommentiert Gronmaier. „Die Bewohner sind direkt eingebunden in der Stadt. Das ist uns wichtig. Sie können alles zu Fuß erledigen.“ So sind nahe dem Wohnungsbau unter anderem mehrere Einkaufsmöglichkeiten und ein Schwimmbad zu finden.

Falls die Bewohnerinnen und Bewohner in der Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) des ZfP Südwestfalen tätig sind, hätten sie es auch nicht weit. Eine Bushaltestelle mit regelmäßiger Anbindung ist nur ein paar Gehminuten entfernt.

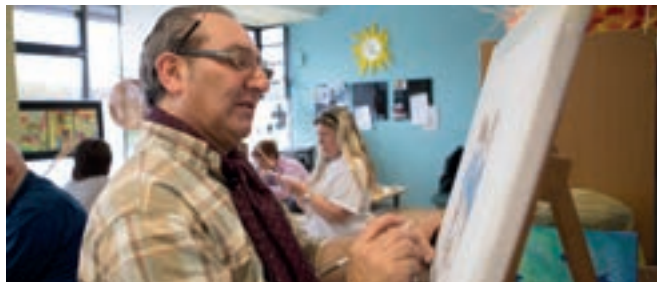
Wohnung mit drei Zimmern - ein lichtdurchflutetes, weitläufiges Wohnzimmer mit einer offenen Küche und Zugang zum Balkon, ein modern ausgestattetes, barrierefreies Badezimmer und zwei Einzelzimmer, jeweils für einen der Bewohner.

Verantwortung für das eigene Zuhause

Für die Klienten des ZfP Südwestfalen geht es vor allem um selbstbestimmtes Wohnen. „Es geht um Teilhabe am Leben, nicht um Behandlung“, verdeutlicht Gronmaier. So sei die Aufgabe der Mitarbeitenden des Ambulant Betreuten Wohnens, Unterstützung zu geben, damit sich die Bewohner wohl-



Mitarbeitende der Träger begleiten die Klientinnen und Klienten von Beginn an.



Kreative Kurse werden in Zukunft öfter angeboten.

fühlen: „Wir fragen alle Bewohner regelmäßig: „Was brauchst du, um dich wohl zu fühlen, wie möchtest Du leben?“ Abgesehen davon hätten die Bewohnerinnen und Bewohner aber Eigenverantwortung für sich. Gronmaier erklärt: „Das ist ihr Zuhause. Wir sind der Gast da und richten uns nach ihnen.“ Dabei bestimme jeder Patient sein Tempo selbst. Oft seien es kleine Schritte, wie zum Beispiel ein Gang zum Frisör. Die Mitarbeitenden des ZfP begleiten die Klientinnen und Klienten individuell gemäß der gemeinsam erstellten Hilfeplanung.

Einmal in der Woche findet unter Leitung eines Sozialarbeiters eine gemeinsame WG-Besprechung statt. Hier können die Bewohner alles sagen, was sie ärgert oder bedrückt. Ziel ist die Entwicklung von Strategien im Umgang mit Problemen. Das Treffen dient auch als Plattform für Wünsche und Ideen, die das Zusammenleben bereichern. So wird unter anderem über die gemeinsame Freizeitgestaltung oder die Anschaffung von Gemeinschaftsmöbeln gesprochen. „Es ist ein Ort zum Austauschen“, beschreibt Gronmaier. Als Information für die Mitarbeitenden wird nach jeder WG-Besprechung ein Protokoll erstellt.

Vorbehalten entgegenwirken

Alle Bewohner der Fischerwiese wissen über die Besonderheiten ihrer Mitmenschen des Wohnungsbaus Bescheid. Anfängliche Vorbehalte gegenüber psychisch kranken Menschen lassen sich dennoch nicht vermeiden. Um das Miteinander trotzdem zu fördern, vermitteln Gronmaier und ihre Kollegen immer wieder zwischen den Bewohnern. Sie stellen die Klientinnen und Klienten ihren Nachbarn vor. Ziel ist es, alle miteinander ins Gespräch zu bringen und so die Angst vor psychisch kranken Menschen abzubauen. Gronmaier freut sich: „In der Regel klappt es wirklich gut.“ Allgemein wirke sich das eigenständige Wohnen in der Nachbarschaft meist positiv auf die Patienten aus: „Sie sind auf einmal viel unauffälliger als vorher.“ Für die Zukunft ist ein weiteres großes gemeinschaftsstiftendes Angebot geplant, berichtet Gronmaier: „Wir haben überlegt, wie wir die Leute begeistern können.“

Aus dieser Überlegung heraus entstand die Idee eines offenen Freizeit-, Kultur- und Bildungsprogramms. Das neue Projekt wurde gemeinsam mit der Stadt Ravensburg, der Volkshochschule Ravensburg und der Stiftung Liebenau geplant. Natürlich habe man bei der Ideensammlung im Speziellen an die Bewohner der Fischerwiese gedacht, reflektiert Gronmaier, aber auch ganz allgemeine Interessen berücksichtigt. Das umfangreiche Programm, bestehend aus Koch-, Gitarren- und Sprachkursen sowie Veranstaltungsabenden zu Literatur, Tanzen und Bewegung soll für eine gemeinsame Freizeitgestaltung von Menschen mit und ohne psychische Störungen oder Behinderung sorgen. „Wir wollen Lernpartnerschaften anregen“, bestätigt Gronmaier.

Vom Ministerium gefördert

Bei der Umsetzung des neuen Projektes galt es auch, finanzielle Hürden zu meistern. Dr. Michael Konrad, Leiter des Bereichs Wohnen Ravensburg-Bodensee im ZfP Südwürttemberg, hat einen Projektantrag beim Land Baden-Württemberg gestellt. Die Nachricht von Sozialministerin Katrin Altpeter: Das Projekt sei „in besonderer Weise geeignet, das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung zur Selbstverständlichkeit in unserer Gesellschaft werden zu lassen.“ Aus diesem Grund sei dem Projektantrag vom Projektausschuss „Impulse Inklusion 2015: Selbstbestimmtes Wohnen in der Nachbarschaft“ zugestimmt worden. Für die Umsetzung erhalten die Organisatoren 84.700 Euro Fördermittel vom Kommunalverband für Jugend und Soziales Baden-Württemberg. Altpeter begründet die Zusage vor allem mit dem modellhaften Charakter der Fischerwiese. Solche würden Wege weisen, wie man Inklusion mit Leben füllt. Für die Träger der Fischerwiese ist es ein weiterer wichtiger Schritt in die richtige Richtung - ein Miteinander zu fördern. ■

Text: Rieke Mitrenga — Fotos: Ernst Fessler



Im gesunden Modell Familie finden Jugendliche Halt

Mit 14 Jahren ist Marie* zu Martina Restle* gekommen. Das intelligente Mädchen war in der Schule auffällig geworden, kam mit sich und seinem Umfeld nicht zurecht. Eine Ärztin in der Kinder- und Jugendpsychiatrie des ZfP Südwürttemberg in Weissenau empfahl für das sensible Mädchen den Aufenthalt in einer Gastfamilie. Fünf Jahre später ist Marie eine selbstbewusste junge Frau, die ihr Leben zunehmend selbstständig meistert.

Mit einer wesentlich älteren und einer deutlich jüngeren Schwester wuchs Marie bei ihrer Mutter auf. Der leibliche Vater - alkoholkrank und wenig Verlässlichkeit vermittelnd - lebte meist im Ausland, die Mutter war mit der Betreuung und Begleitung vor allem der mittleren Tochter überfordert. Diese kam im familiären Umfeld und zunehmend auch in der Schule nicht mehr zurecht. In der psychiatrischen Klinik diagnostizierte die Ärztin eine bipolare Störung, das Mädchen wurde stationär behandelt. Den Verantwortlichen war bald klar: In der Herkunftsfamilie gab es wenig Chancen für die sensible Jugendliche. Eine therapeutische Wohngruppe schloss die Ärztin aus. Marie sollte die Chance bekommen, in einem „gesunden Modell Familie nachzureifen“, sagt Diplompädagogin Monika Obert vom Ravensburger Verein Arkade, der junge Menschen in Gastfamilien (JuMeGa) vermittelt.

„Für die Herkunftsfamilie ist es oft ein langwieriger Prozess, das eigene Kind loszulassen“, weiß Monika Obert. Und nicht immer gelingt es auf Anhieb, die richtige Gastfamilie zu finden. „Marie wollte zu einer Familie mit Pferden“, erinnert sich die Pädagogin lachend. Als sie mit dem Mädchen, das zu diesem Zwecke in Highheels erschienen war, im Stall stand, war klar, dass dies nicht der richtige Ort sein würde. Behutsam erfragte Monika Obert im Gespräch mit der damals 14-Jährigen deren Interessen. Sie wolle zurück aufs Gymnasium, an einen Ort, „wo es



Der Aufenthalt in einer Gastfamilie bietet Kindern und Jugendlichen die Chance, neue Erfahrungen zu machen, ohne die Herkunftsfamilie völlig aufgeben zu müssen.



Es gibt nur einen Familienalltag: den in der Gastfamilie, wo klar ist, wer welche Aufgaben übernimmt, wer Kind ist und wer erwachsen.

gut riecht - und ein Sportwagen wäre auch nicht schlecht“, sagte Marie. Die JuMeGa-Fachfrau entschied sich für Martina Restle, alleinerziehende Mutter zweier Töchter, selbstständig mit eigener Firma. Sie nahm Marie als Familienzuwachs auf.

Martina Restle hatte Platz, ein offenes Herz für Marie und genügend Energie, den Wirbelwind, der ins ländliche Haus einzog, behutsam ankommen zu lassen. Zu ertragen, dass ihr Gast beim Haarfärben den Parkettboden in Pink erstrahlen ließ, dass das Kind bei jeder Gelegenheit explodierte. „Marie hat einen besonderen Blick auf die Welt“, sagte sich die Gastmutter. Intellektuell erreichte sie die Jugendliche, erklärte ihr in langen Diskussionen das Familien- und Gesellschaftsleben. Sie nahm sie mit, öffnete Türen und Perspektiven, „übersetzte“ und vermittelte. Marie konnte nachreifen. Sie erkannte, dass sie ständig ihre eigenen Empfindungen synchronisieren musste mit dem, was sie bei den Menschen in ihrem Umfeld wahrnahm. Und sie lernte, nach und nach zu ahnen, wie andere Jugendliche fühlen, die unbelastet aufwachsen. Auf einmal durfte sie Kind im eigentlichen Sinne sein, erfahren, wer in einer Familie welche Aufgaben übernimmt, wer erwachsen ist, welche Themen mit Kindern besprochen werden und welche nicht. Schwierig war es, mit der leiblichen Mutter in Kontakt zu kommen. Monika Obert war vermittelnd dabei, so dass es ab und zu gelang, „dass die beiden ‚schreifrei“

miteinander kommunizieren konnten“, blickt die Sozialarbeiterin zurück. Vor allem für Maries Mutter war es schwierig zu akzeptieren, dass es für Marie jetzt nur noch einen Familienalltag gab, und zwar den in der Gastfamilie. Dass der beileibe nicht konfliktfrei verlief, verhehlt die Pädagogin nicht: „Eintauchen in den neuen Alltag, Schule, therapeutische Begleitung, Medikamente einnehmen, Pubertät durchleben, mit Geld umgehen, Kontakte zum anderen Geschlecht aufnehmen - ein ganz normales Leben eben, mit Höhen und Tiefen, hat Marie bei Martina Restle gelebt.“ Nach vier Jahren war Marie als dritte, „späthinzugeborene“ Tochter in der Familie Restle etabliert.

Seither ist ein weiteres Jahr vergangen. Auch jetzt hat sich die ehrgeizige Marie nicht für den geradlinigsten aller Wege entschieden. Nach der zwölften Klasse verließ sie das Gymnasium, um mit der Fachhochschulreife eine Lehre in einem kaufmännischen Beruf zu beginnen. Das Abitur, so hatte sie sich ausgerechnet, hätte sie nicht mit 1,0 sondern bestenfalls mit 1,5 abgeschlossen. Kurzerhand entschied sie sich gegen ein Studium und dazu, mit 19 Jahren zu ihrem Freund zu ziehen.

Zwei große Krisen hatte Marie während ihrer Zeit in der Gastfamilie zu durchstehen. Einmal wurde sie in einer depressiven Phase in der Jugendpsychiatrie in Weissenau stationär aufgenommen, nachdem sie ihre Medikamente abgesetzt hatte. Das andere Mal half ihr die psychiatrische Tagesklinik über eine krisenhafte Phase hinweg. „Weiterhin“, sagt Monika Obert, „muss Marie damit rechnen, dass wegen ihrer familiären Vorbelastungen ihre Psyche anfälliger ist für Belastungen, und sie muss sich darauf einstellen, dass Medikamente ihr helfen können, stabil zu bleiben.“ Und auf noch etwas kann sich Marie verlassen: Da gibt es in einer kleinen Gemeinde im Landkreis eine Familie, die zu ihr steht und zu der sie immer zurückkommen kann: Martina Restle und ihre zwei Töchter. ■

* Name von der Redaktion geändert

Text: Heike Engelhardt — Foto: Ernst Fesseler

770 Jugendliche in Gastfamilien

JuMeGa® steht für „Junge Menschen in Gastfamilien“, eine Jugendhilfemaßnahme des Ravensburger sozialpsychiatrischen Vereins Arkade. Seit 2002 als eigenständige Abteilung geführt, vermittelte JuMeGa im Auftrag der regionalen Jugendämter über seine vier Standorte Ravensburg, Ulm, Tuttlingen und Esslingen seither mehr als 770 Jugendliche mit seelischer Behinderung oder von seelischer Behinderung bedrohte junge Menschen in Gastfamilien. www.arkade-jumega.de

Alltagsstruktur auf Rezept

Ein selbstbestimmtes Leben ist ein wichtiges Gut und oberstes Ziel der psychiatrischen Versorgung. Dazu braucht es aber mehr als ein eigenes Zimmer oder eine eigene Wohnung. Psychisch kranke Menschen müssen lernen, ihren Alltag wieder selbst zu organisieren. Angebote wie die Kochgruppen helfen ihnen dabei, ihr Leben zu strukturieren.



Strukturiertes Arbeiten ist wichtig in der Küche: Wer in einzelnen Schritten plant und seine Küche gut sortiert, hat schon halb gewonnen.

Thomas S.* und Reinhold M.* warten in der kleinen Küche auf Gabriela Mark, die die Einkäufe mitbringt. Schneidbretter, Messer, Pfannen und Töpfe haben sie schon bereit gelegt. Gabriela Mark stellt ihren Einkaufskorb ab und begrüßt die beiden Klienten, fragt sie, wie es ihnen geht. Reinhold M. ist ganz aufgeregt, weil er das kurzfristige Angebot bekommen hat, beim Abbau des Magnusfestes in Bad Schussenried zu helfen. Zelte und ein Karussell müssen abmontiert werden, eine Aufgabe, die ihm unheimlich Spaß macht.

Alltägliches neu erlernen

Gabriela Mark ist Hauswirtschafterin im ZfP Südwürttemberg und betreut unter anderem eine Kochgruppe im Wohnheim Neues Törl. In dem Wohnheim leben psychisch kranke Menschen, meist im Anschluss an eine stationäre Behandlung im klinischen Bereich des ZfP Südwürttemberg, in einer Wohngemeinschaft zusammen. Therapeuten und Pflegekräfte begleiten die Klienten, bieten Krisenintervention, Einzel- und Gruppengespräche - und Aktivitäten wie die Kochgruppe, um die Betroffenen auf ein eigenständiges Leben vorzubereiten. „Viele Menschen, die bei uns leben, sind aufgrund ihrer psychischen Erkrankung eingeschränkt und müssen erst wieder lernen, ihren Alltag zu organisieren“, erklärt Mark. Mit Angeboten wie der Kochgruppe können die Klienten etwas Neues lernen oder frühere Fähigkeiten wieder finden. Thomas S. zum Beispiel hat so seine Begeisterung fürs Kochen entdeckt. „Ich glaube, das

ist nun schon das dritte Mal, dass ich bei der Kochgruppe mitmache“, berichtet er stolz. Das ist auch wichtig für ihn. Bald kann er in das Ambulant Betreute Wohnen wechseln. „Da ist es gut, dass ich mich selbst versorgen kann.“

Als erfahrener Koch greift Thomas S. direkt nach der Paprika und fängt an, sie in feine Streifen zu schneiden. Gabriela Mark blickt ihm kurz über die Schulter und nickt bestätigend. Allerdings geht sie ihm zur Hand. Da Reinhold M. das Fleisch schon zum Anbraten in die Pfanne gegeben hat, müssen sie sich mit dem Gemüse beeilen. Reinhold M. steht am Herd und setzt auch schon das Wasser für die Nudeln auf. „Bis das Wasser kocht, ist auch das Gemüse zum Anbraten bereit, sodass alles gleichzeitig fertig wird“, klärt Gabriela Mark auf. Strukturiertes Arbeiten ist wichtig beim Kochen.

Orientierung und Planung

Für viele spielen die Mahlzeiten, in der Regel Frühstück, Mittag- und Abendessen, eine besonders wichtige Rolle, da diese den Tag zeitlich gliedern. Wem es aufgrund einer psychischen Erkrankung schwer fällt, sich den Tag einzuteilen, hat so eine erste Orientierung. Wenn zum Beispiel das Abendessen jeden Abend um 18 Uhr stattfindet, können weitere Aktivitäten um diese Zeit herum eingeplant werden. Deshalb lernen die Teilnehmenden in den Kochgruppen nicht nur, verschiedene Gerichte zuzubereiten, sondern auch die Planung: Was koche ich, welche Zutaten



Sind alle Zutaten da? Was muss zuerst gemacht werden? Dann geht es daran, die verschiedenen Zutaten zu verarbeiten. Erst wenn alles vorbereitet ist, kann es mit dem Kochen losgehen.

brauche ich, für wie viele Personen koche ich, was kosten die Zutaten und wie lange dauert es, das Essen zuzubereiten? Diese weiteren Aspekte müssen ebenfalls berücksichtigt werden und in den Tagesablauf integriert werden, zum Beispiel das Einkaufen.

Das Gemüse steht nun bereit und auch das Wasser für die Nudeln kocht bereits. Während Reinhold M. am Herd steht, beginnt Thomas S. bereits mit dem Aufräumen. Die Bretter und Messer werden nicht mehr gebraucht. Für Reinhold M. wird es nun stressig - er muss zwei Töpfe und eine Pfanne gleichzeitig bedienen. Da das Fleisch nicht auf einen Schwung in die Pfanne gepasst hat, muss er es nacheinander anbraten. Gar nicht so einfach, vor allem, da er schnell hektisch wird, wenn er den Überblick verliert. Aber mit Hilfe von Gabriela Mark schafft er es.

Misserfolge gehören dazu

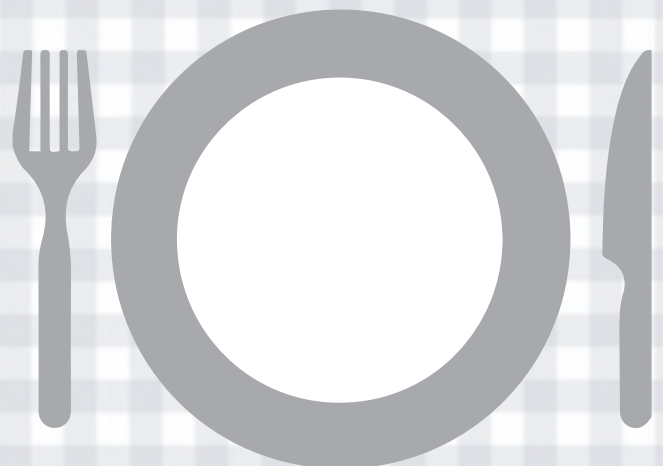
Thomas S. hat in der Zwischenzeit auch schon den Tisch gedeckt. Also kann das Essen aufgetragen und ausgeteilt werden. Reinhold M. ist gespannt und unsicher zugleich. Er vermutet, dass das Fleisch zu trocken geworden ist, weil er es zu früh in die Pfanne gegeben hat. Tatsächlich ist es ziemlich zäh und Reinhold M. enttäuscht. Nach wenigen Gabeln steht er auf und geht nach draußen. Als er zurück kommt, sind alle mit dem Essen fertig. Obwohl er frustriert ist, schlägt er vor, das übrig gebliebene Fleisch kalt zu stellen, damit man es nicht wegwerfen muss. Man könne

es noch gut warm machen und am nächsten Tag essen. Auch Misserfolge gehören dazu. Ebenso ist es wichtig, zu lernen, dass Lebensmittel nicht verschwendet werden dürfen.

Was die Teilnehmer hier lernen, geht über das Kochen an sich weit hinaus. Wird gemeinsam gekocht, gilt es, sich abzustimmen, aufeinander zu achten und zu planen, wer was macht und wann. Vor allem aber können sie die Erfahrung machen, wie gut es sich anfühlt, für sich selbst zu sorgen, das eigene Lieblingsessen zu kochen, selbst Verantwortung zu übernehmen. ■

** Name von der Redaktion geändert*

Text und Fotos: Melanie Gottlob — Illustration: Zambrino



Schutz oder Schikane?

Sie wissen über die Paragraphen der neuen Heimbauverordnung bestens Bescheid - die Mitglieder der Heimaufsichtsbehörde des Landratsamt Reutlingen. Birgit Fischer hat die Aufsicht über Altenpflegeheime inne. Ingrid Wieland ist für die Heime für Menschen mit Behinderung zuständig. Gemeinsam mit Andreas Bauer, Sozialdezernent für Reutlingen, berichten sie für Facetten über die wichtigsten Inhalte der Verordnung, Hürden bei der Umsetzung und die Zuständigkeiten der Heimaufsichtsbehörde.

Die Landesheimbauverordnung (LHeimBauVO) regelt die Qualität des Wohnens für stationäre Einrichtungen. Neue Regelungen in dieser Verordnung sehen nun unter anderem eine Höchstzahl an Bewohnern sowie Einzelzimmer vor. Bis zum 31.08.2019 müssen die neuen Vorgaben in den Einrichtungen umgesetzt werden. Die sogenannte Heimaufsichtsbehörde kontrolliert die Umsetzung. Sind die in Kraft tretenden Bestimmungen den Einrichtungen zumutbar?

Seit 2009 sind die Grundlagen der neuen Landesheimbauverordnung bekannt. Betroffen sind Außenwohngruppen in Wohnungen mit jeweils acht Bewohnern sowie Wohngruppen in stationären Einrichtungen. Mit der Deadline 2019 haben die stationären Einrichtungen eine 10-jährige Übergangsfrist. Die Frist soll eine möglichst zeitnahe Umsetzung der Vorgaben garantieren, die den heutigen Qualitätsstandards entsprechen. Gleichzeitig soll den Einrichtungen und den jeweiligen Trägern ausreichend Zeit für die Neuorientierung und Vorbereitung ermöglicht werden.

Richtlinien erleichtern gemeinsame Linie

Obwohl die grundlegenden Aspekte schon seit Jahren bekannt sind, kann der gern als „neu“ bezeichneten Landesheimbauverordnung eine deutliche Aktualität zugeschrieben werden. Ein Grund dafür sind die detaillierten Ausführungen der seit 2009 bekannten inhaltlichen Grundlagen, die in diesem Jahr herausgegeben wurden. Es handelt sich um die sogenannten „Ermessenslenkenden Richtlinien.“ Darin wird ausführlich auf die einzelnen Paragraphen der Verordnung eingegangen. Für die Heimaufsichtsbehörde sind diese eine Erleichterung. „Die Richtlinien sind eine Arbeitshilfe für uns. So können wir ungefähr eine Linie fahren“, bestätigt Ingrid Wieland. Zudem hätten die Träger für die erforderlichen Umsetzungen „nicht unbedingt mehr viel Zeit bis 2019“, ergänzt Sozialdezernent Andreas Bauer. In acht Paragraphen regelt die Landesheimbauverordnung unter anderem allgemeine Grundsätze, die Standort und Einrichtungsgröße

sowie Gemeinschafts- und individuelle Wohnbereiche betreffen. Die Bestimmungen zu den Wohnbereichen geben Einzelzimmer vor. „Für viele psychisch Kranke ist es eine große Belastung, mit einer zweiten Person gemeinsam ein Zimmer zu teilen“, begründet Birgit Fischer die Vorgabe. Schon bei gesunden Menschen sei ein enges Zusammenleben oft schwierig. Mit den Einzelzimmern soll die Privat- und Intimsphäre garantiert werden. So hat künftig jeder Bewohner das Recht auf 14 Quadratmeter Eigenbereich. In Heimen sieht die Verordnung auch eigene Nasszellen vor. Gemeinschaftsbäder gehören der Vergangenheit an. Es werde aber niemand gezwungen, alleine zu leben. Sollten zwei Bewohner den Wunsch haben, gemeinsam zu leben, könnten ihre beiden Zimmer zusammengeschlossen werden und sie sich ein Bad teilen, ergänzt Fischer.

Selbstständigkeit und Sicherheit

Die Größe der Gemeinschaftsflächen, wie Speise- und Freizeiträume, sind insgesamt auf 5 Quadratmeter pro Heimbewohner gerechnet. Für Wohnungen gilt diese Regel nicht. Fischer erklärt, warum hier unterschieden wird: „In Wohnungen leben aktivere Menschen, die selber merken, wenn es zu klein ist.“ Wieland bestätigt diese Aussage: „Die Bewohner müssen ein gewisses Maß an Kompetenz mitbringen, um überhaupt dort leben zu können.“ Die Selbstständigkeit und Sicherheit der Bewohnerinnen und Bewohner zu gewährleisten ist ein Teilpunkt des ersten Paragraphen der LHeimBauVO. Damit ist insbesondere die Barrierefreiheit gemeint. Es muss also gewährleistet sein, sich selbstständig in seiner Einrichtung bewegen und leben zu können, ob als Rollstuhlfahrer oder auch als älterer Mensch. Im zweiten Paragraphen sind Standort und Einrichtungsgröße festgelegt. In einem Heim dürfen bald nicht mehr als 100 Bewohnerinnen und Bewohner leben. Auch wohnortnahe Angebote müssen von den Trägern gewährleistet sein. Wieland betont: „Man möchte ein normales Leben.“ Eine möglichst zentrale Lage sei schon seit Jahren die Tendenz, sagt auch Bauer: „Rein in die Gemeinde - Stichwort Inklusion.“



Die Gestaltung der Bau- und Raumkonzepte von Heimen im Sinne von § 1 Absatz 1 LHeimG muss sich vorrangig an den Zielen der Erhaltung von Würde, Selbstbestimmung und Lebensqualität orientieren.

Gute Standards sind bereits die Regel

Darüber hinaus beinhaltet die Landesheimbauverordnung noch viele weitere Vorgaben. Für die meisten Einrichtungen sei es auch kein Problem diese zu erfüllen, meint Wieland: „Die Träger bieten oft schon von alleine gute Standards.“ Ohnehin sei ihnen bewusst, dass sich die heutigen Qualitätsansprüche von Bewohnern weitgehend mit den Regelungen der Verordnung decken. Fischer verdeutlicht: „Mittlerweile ist es zum Beispiel ganz normal, ein eigenes Bad zu haben.“ Die zahlreichen Neubestimmungen sind bei Neubauten ein Muss, aber generell unkompliziert.

Schwierigkeiten bei der Umsetzung und der Einhaltung der Frist haben eher die älteren Einrichtungen oder die sogenannten Komplexträger. Trotzdem müssen die Regelungen umgesetzt werden. „Da gibt es keine Unterscheidung zwischen Einrichtungen“, sagt Bauer. Für die betroffenen Träger sei es einfach eine größere Herausforderung. Bei ebendiesen Fällen ist die Heimaufsichtsbehörde gefragt. Sie prüft jeden Einzelfall und kann entscheiden, ob Fristverlängerungen, Befreiungen oder anderweitige Ausnahmen gewährt werden können. „Jede einzelne Einrichtung ist individuell zu betrachten - das ist uns wichtig“, betont Bauer. Wieland und Fischer erklären, wie diese individuelle Übergangsfrist zustande kommen kann. Einrichtungen, die dies wünschen, müssen auf die Heimaufsichtsbehörde zukommen. Jährlich findet in stationären Einrichtungen eine Heimbegehung statt. Die Kernaufgabe der Heimaufsichtsbehörde liegt darin, zu schauen, welche Art von Bewohner hier leben. Je nachdem können nach einem gesetzlich festgelegten Ermessensspielraum weitere Punkte eingeschätzt werden. So kann vermieden werden, dass eine Einrichtung geschlossen wird, die zwar nicht barrierefrei ist, in der jedoch Bewohner leben, die mobil sind. „Eine angeordnete Maßnahme muss sinnvoll sein“, sagt Fischer. Trägerbezogene Gründe für solche individuellen Entscheidungen können auch wirtschaftliche Unzumutbarkeit oder technische Undurchführbarkeit, wie zum Beispiel ein denkmalgeschütztes Gebäude sein. Am Ende



Die Landesheimbauverordnung ist als Schutzauftrag des Staates zu betrachten.

zähle für die Heimaufsichtsbehörde vor allem aber eins, verdeutlicht Wieland: „Ist die Weiterführung der Einrichtung mit dem Wohl der Bewohner zu vereinbaren?“ Die neue Verordnung kann auch finanzielle Schwierigkeiten für die Träger mit sich bringen. An dieser Stelle „kommt der Landkreis ins Spiel“, erklärt Bauer. Neben den sozialen Trägern werde es am Ende auch für die Bewohner teurer. „Um das abzumildern machen wir das mit den langen Übergangsfristen“, spielt Bauer auf die zehnjährige Frist an. Diese kann bei Häusern, die vor Inkrafttreten der LHeimBauVO gebaut wurden, auf bis zu 25 Jahre verlängert werden. Ausschlaggebend ist hier das Datum der erstmaligen Inbetriebnahme beziehungsweise der erneuten Inbetriebnahme nach einer Generalsanierung. Keinesfalls seien die ausführlichen Vorgaben als Schikane zu verstehen, macht Bauer deutlich. Die Landesheimbauverordnung sowie die Prüfung durch die Heimaufsicht sei, sagt Bauer, „ein Schutzauftrag des Staates für diejenigen, die nicht selbst in der Lage sind, ihre Rechte wahrzunehmen.“ Je hilfsbedürftiger die jeweilige Bewohner-Klientel sei, desto stärker greife die Verordnung und die Heimaufsicht. Hier sieht Bauer die „Klammer über dem ganzen System“. Dabei sei das Grundsystem unbestritten, über die Einzelfälle könne man streiten. ■

Text: Rieke Mitrenga — Foto: Fotolia



Garantiert ein Siegel Qualität?

Wer für sich oder einen Angehörigen einen Platz in einem Pflegeheim sucht, will wissen, wie gut Pflege, Versorgung und Betreuung dort sind. Einen ersten Anhaltspunkt speziell über die Pflegequalität in einer Einrichtung liefern Qualitätssiegel, wie beispielsweise das Siegel vom Institut für Qualitätskennzeichnung von sozialen Dienstleistungen (IQD). Doch wie aussagekräftig sind solche Siegel tatsächlich? IQD-Geschäftsführer Siegfried Wolff stand Facetten Rede und Antwort.

Facetten: Welche Ziele verfolgen die Begründer des IQD-Qualitätssiegels?

Siegfried Wolff: Mit der Verabschiedung des Pflegeversicherungsgesetz 1995 wurden Pflegeeinrichtungen erstmals zur Qualitätssicherung verpflichtet. Mit der Einführung des IQD-Siegels 1996, also vor knapp 20 Jahren, wurde eine verbindliche Überprüfung dieser Qualitätsanforderungen möglich. Zudem ist das IQD-Siegel das erste Zertifikat, das Bewohner und Mitarbeiter in den Mittelpunkt stellt. Lange Zeit gab es in Deutschland allein das DIN-ISO-Zertifikat, bei dem nicht unterschieden wird, ob es sich bei der untersuchten Einrichtung um einen Industriebetrieb, ein Dienstleistungsunternehmen oder eine Einrichtung des Gesundheitswesens handelt.

Facetten: Wie profitieren die nach IQD zertifizierten Einrichtungen davon?

Wolff: Mit dem Qualitätssiegel kann die Einrichtung nach innen wie nach außen ihr Qualitätsniveau darstellen und weiterentwickeln. Wir führen beispielsweise schriftliche anonyme Befragungen von Mitarbeitenden, Bewohnern und Angehörigen durch, die häufig interessante Ansatzpunkte liefern, die wir mit den Verantwortlichen in der Einrichtung besprechen. Wir sehen uns nicht als reine Kontrolleure, sondern verstehen uns als Berater und Begleiter der Einrichtungen. Das bedeutet, dass wir nicht nur Schwächen aufzeigen, sondern auch und vor allem Entwicklungspotenziale und Stärken. Dadurch wollen wir weitere strukturierte und kontinuierliche Verbesserungsprozesse anstoßen, die die Einrichtungen weiterbringen und fit für die Zukunft machen.

Facetten: Deutschlandweit gibt es mehr als 20 unterschiedliche Gütesiegel für Pflegeeinrichtungen. Ist das nicht sehr unübersichtlich und haben Sie einen Tipp, wie man den Durchblick behält?

Wolff: Die Sache wird wesentlich klarer, wenn man einen Blick auf die Anzahl der geprüften Einrichtungen beziehungsweise die Anzahl der Begehungen wirft. Es ist ein erheblicher Unterschied, ob ein Institut 5 oder 500 Begehungen vorzuweisen hat. Das IQD hat beispielsweise seit seiner Gründung mehr als 1600 Begehungen in Einrichtungen durchgeführt. Ein weiteres wichtiges Kriterium ist, ob es sich um ein Verbandssiegel handelt, welches nur ganz bestimmte Einrichtungen erhalten können, oder um eine unabhängige Qualitätsprüfung, die prinzipiell für alle Einrichtungen offen ist.



„Ich würde Angehörigen in jedem Fall dazu raten, die Einrichtung persönlich zu besuchen.“

Facetten: Was halten Sie von der Diskussion über die Benotung durch den Medizinischen Dienst der Krankenversicherung (MDK)? Es wird immer wieder bemängelt, dass die Benotung zu wohlwollend ist und Defizite leicht ausgeglichen werden können.

Wolff: Dieser Kritik kann ich mich nur anschließen. Da bei den MDK-Prüfungen alle Qualitätskriterien gleich gewichtet werden, ist die Gesamtnote oft nicht sehr aussagekräftig. Mir sind sogar schon Einrichtungen begegnet, die trotz hervorragender MDK-Note das IQD-Siegel nicht erreicht haben. Qualität ist eben mehr als nur eine Note!

Facetten: Gibt es - fernab aller Qualitätssiegel - bestimmte Kriterien, an denen auch Laien auf den ersten Blick erkennen können, ob es sich um ein gutes Pflegeheim handelt?

Wolff: Ich würde Angehörigen in jedem Fall dazu raten, die Einrichtung persönlich zu besuchen, alles andere ergibt keinen Sinn. Ich würde zunächst das Personal beobachten, ob ich zum Beispiel freundlich begrüßt werde und man mich fragt, wie man mir weiterhelfen kann. Ein gutes Zeichen ist auch, wenn der Aufenthaltsraum belebt ist und die Bewohner mobilisiert werden. Auch Hinweise auf Veranstaltungen und Aktivitäten, beispielsweise aushängende Plakate oder Wochenpläne, sind sehr aufschlussreich. Nach diesen ersten Eindrücken empfiehlt es sich dann, das Gespräch mit kompetenten Mitarbeitern, wie beispielsweise Heimleitung oder Pflegedienstleitung, zu suchen.

Aufgezeichnet von Heike Amann-Störk — Foto: IQD



Zur Person:

Siegfried Wolff ist seit 16 Jahren Geschäftsführer des Instituts für Qualitätskennzeichnung von sozialen Dienstleistungen (IQD). Der gelernte Kaufmann war zuvor mehr als 15 Jahre lang Leiter der Abteilung Stationäre Altenhilfe beim DRK-Landesverband Baden-Württemberg. Im Rahmen seiner Tätigkeit bei IQD hat er inzwischen mehr als 1200 Tage bei Begehungen in Pflegeeinrichtungen verbracht. Weitere Informationen über IQD: www.iqd.de

Literatur- und Filmempfehlungen



Das große Buch der Wohnstile
 Delia Fischer
 ISBN 978-3-7667-2110-5

Hausbesuch mit Stil

Landhausschick oder Glamour, Boho-Style oder Klassisch, skandinavisch oder exzentrisch? Wenn es ums Einrichten geht, sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt. Das große Buch der Wohnstile zeigt unterschiedliche Menschen in ihren vier Wänden und was deren individuellen Stil ausmacht. Jedes Kapitel beginnt mit einem vierseitigen „Moodboard“, einer Collage aus Abbildungen, die als Inspiration dienen. Neben herrlichen Fotos von liebevoll arrangierten Details finden sich jede Menge Dekorationstipps, die sich unkompliziert umsetzen lassen. Die Bezugsquellen für Mobiliar und Deko-Artikel gibt es gleich mit dazu. Und schon der Einband und die knuffige Lesequaste sind ein Hingucker für sich.

Fazit: Das 224 Seiten dicke Buch lädt zum Schmökern und Träumen ein und peppt jedes Bücherregal auf.



Wir sind die Neuen
 2014
 91 Minuten
 Regie: Ralf Westhoff

Generationskonflikt mal anders

Drei liebenswerte-schräge Alt-68ger beschließen aus einer finanziellen Notlage heraus, ihre damalige WG wieder aufleben zu lassen. Alles soll so werden wie früher, wilde Partys, viel Wein und nächtliches Philosophieren am Küchentisch. Doch statt Freiheitsgefühlen treten in den neuen 4 Wänden auch Konflikte, Sorgen und Ängste zu Tage. Und dann entpuppt sich die junge Studenten-WG im Obergeschoss auch noch als Inbegriff des Spießertums. Eine überaus feinfühlig erzählte Komödie bei der man herzlich lachen kann, eigene Charakterzüge wiederentdeckt und die zum Nachdenken anregt. Nur das Happyend wirkt etwas gewollt.

Fazit: Herzerfrischender Film über das WG-Leben und die Problematik des Älterwerdens.



Heike Amann-Störk
 Redaktion



Das verrückte Wohnen
 Peter Mannsdorff
 ISBN: 3-451-04325-4

SCHI - ZOO - FREE - NIE

Sie tauschen ihre Klinikerfahrungen aus wie Veteranen ihre Erlebnisse aus dem Schützen-graben, die Bewohnerinnen und Bewohner des Übergangwohnheimes (ÜWH). Sie entwickeln und durchleben ihre Psychosen und Psychöschchen im betreuten WG-Leben. Wer die Medikamente absetzt, wer kifft, wer die Vorwarnungen ausschlägt, landet in der „Klapse“, vollstationär, fixiert, entwürdigt. Peter Mannsdorff hat das Schreiben als Mittel gegen die Psychose für sich entdeckt. Als Ich-Erzähler Peter Fallistel lässt er teilhaben an seinem inneren Erleben, weckt er Verständnis für jene, „die durch ihre soziale und psychische Position zu Außenseitern der Gesellschaft geworden sind.“ Er zeigt tristen und heiteren ÜWH-Alltag, in dem die Krankheit auch mal als Scherz dargestellt wird: SCHI - ZOO - FREE - NIE

Fazit: Literarisch kein Meisterwerk, stellenweise arg langatmige „Betroffenenliteratur“, die aber Einblicke in eine den meisten fremde Welt gewährt.



Sein letztes Rennen
 2013
 114 Minuten
 Regie: Kilian Riedhof

Der Hausordnung zum Trotz

Wer im Heim lebt, muss funktionieren, wird mit lächerlichen Aktivitäten zwangsbespaßt und bei Zuwiderhandlung drangsaliert, ruhiggestellt und auch mal - zur eigenen Sicherheit natürlich - ans Bett gebunden. Pflegenotstand, uneinsichtige, systemtreue Mitarbeiterinnen, überforderte Seelchen, die ihre eigenen Probleme über die therapeutische Arbeit kompensieren wollen: Dieses Bild zeigt der Film über den alt gewordenen Marathonmann Paul Averbhoff, großartig gemimt von Dieter Hallervorden. Vor knapp 60 Jahren ist er mit der olympischen Goldmedaille aus dem Stadion gegangen. Beim Berlin-Marathon will er es noch einmal wissen. Zur Hausordnung passt das gar nicht. Doch Averbhoff erkämpft sich seine Würde zurück.

Fazit: Ein mit Katja Seibt und Katrin Sass hochkarätig besetzter Film, der einmal mehr zum Nachdenken darüber anregt, wie unsere Gesellschaft mit ihren Alten umgeht. Teilweise sehr überzogen und schwülstig.



Heike Engelhardt
 Redaktion



Alles was du suchst
Gabriel Barylli
 ISBN 978-3-596-15285-8

Über den Unsinn des Lebens

Von Sehnsucht getrieben, trifft der junge, unglücklich verliebte Stefan in Italien auf das ungewöhnliche Paar Manuel und Verence. Ungewöhnlich, weil sie überzeugt sind, Stefan innerhalb eines Abends von seiner Traurigkeit umzustimmen. Manuel kocht seine berühmte Fischsuppe, es kommen weitere Freunde dazu, der Rotwein fließt - und bei Topfencreme und mit Zigarren in der Hand erzählen die Gastgeber ihre Lebensgeschichte. Es entsteht ein Zauber, der Stefan schlagartig in seinen Bann zieht. Wie versprochen bekommt Stefan eine Erkenntnis nach der anderen geliefert, die seine bisherige Denkweise auf den Kopf stellen. Und die die Frage nach dem Sinn des Lebens auf unkonventionelle Weise in nur wenigen Stunden beantworten.

Fazit: Die Geschichten driften ab und an ins Spirituelle ab, wer sich aber darauf einlässt, kann auch für sich selbst Erkenntnisse gewinnen.



Der Laden
 1998
 273 Minuten
 Regie: Jo Baier

Unter einem Dach

Im Jahr 1919 zieht der 9-jährige Esau im heutigen Bohsdorf in Brandenburg in ein Haus mit Krämerladen und Bäckerei. Dort wohnt er mit seinen Eltern, seinen Geschwistern und seinen Großeltern. Esau erlebt alle Irrungen und Wirrungen einer Großfamilie - sowohl er als auch sein Vater sind in das Kindermädchen verliebt. Auch die gesellschaftlichen Entwicklungen der damaligen Zeit prägen sein Leben. Er geht auf ein Gymnasium, bricht dieses jedoch ab und zieht in den Krieg ein. Als er nach Hause zurückkehrt, hat sich vieles verändert. Sein Großvater ist dement, die Frau seines Bruders ist nach einer Vergewaltigung schwanger und als er erfährt, dass seine frühere Freundin ein Kind von ihm hat, findet er sich plötzlich in der Rolle als Vater und Ehemann wieder. Eine sehr lange, aber gefühlvolle Trilogie über ein Leben, das man sich nicht selbst ausgesucht hat.

Fazit: Wieder einmal ein Film mit Kriegsgeschehen. Aber die Moral ist heute so aktuell wie damals.



Melanie Gottlob
 Redaktion



Betreutes Wohnen - Ein WG-Roman
Christian Bartel
 ISBN 978-3-548-28411-8

Verrückt, bizarr, Zivildienstzeit

Das Abitur ist in der Tasche - und nun? Ein junger Mann schildert in einer Aneinanderreihung witziger bis absurder Momentaufnahmen, wie er beim Zivildienst landet. Ein Ziel hat er noch nicht wirklich. Bereitwillig lässt er sich von seinem Umfeld und den Zufällen des Lebens steuern. So überzeugt ihn sein bester Freund, Tante Hannes, gemeinsam bei einer verwirrten älteren Dame einzuziehen oder als Aktmodell zu posieren. Die Schwärmerei für ein Mädchen, das sich um Autisten kümmert, lässt ihn schließlich den Zivildienst beim Betreuten Wohnen antreten. Das Leben mit Milva, Günther und Käpt'n Horsti wird nicht weniger ereignisreich. Mit reichlich Humor, aber gleichzeitig sehr liebevoll, zeichnet der Autor seine Figuren mit Wortwitz und Anspielungen. Wer genauer hinschaut, entdeckt hinter dem ganzen Klamauk ernsthafte und grundlegende Lebensfragen.

Fazit: Reichlich überspitzt und doch ganz nah am Leben.



Zusammen ist man weniger allein
 2007
 97 Minuten
 Regie: Claude Berri

Es lebe die Gemeinschaftlichkeit

„Zusammen ist man weniger allein“ basiert auf dem gleichnamigen französischen Bestseller von Anna Gavalda. Die Putzfrau Camille, gespielt von Audrey Tatou, lebt allein in einem winzigen Zimmer im Dachgeschoss eines Mehrfamilienhauses. Als sie krank wird, kümmert sich der chronische Stotterer Philibert, der ebenfalls in dem Haus wohnt, rührend um sie. Schließlich zieht Camille in die Männer-WG von Philibert. Sein Mitbewohner Franck, ein Macho wie er im Buche steht, ist davon anfangs gar nicht begeistert. Doch Camille wirbelt das Leben in der Männer-WG ganz schön durcheinander. Und Franck findet bald mehr als nur Gefallen an ihr. Leider ist die Liebesgeschichte recht vorhersehbar und der Regisseur bedient sich auch sonst einiger Klischees. Das schadet der französischen Leichtigkeit aber nicht. Gern lässt man sich von der aufkommenden Harmonie unter den drei Bewohnern mitreißen.

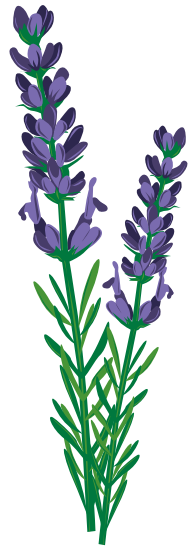
Fazit: Moderne Beziehungskomödie, die zum Träumen einlädt.



Rieke Mitrenga
 Redaktion

Sorglos Wohnen für Jung und Alt

In gepflegten Beeten blühen Lavendelpflanzen, die frisch getünchte Fassade hebt sich vom strahlend blauen Himmel ab. Eine alte Dame ist mit ihrem Rollator unterwegs Richtung Briefkasten, im Untergeschoss drücken sich Kleinkinder die Nase an der Scheibe platt. Im Modellprojekt „Sorglos Wohnen“ ist der Name Programm.



Ihre Selbstständigkeit schätzen die Bewohner sehr.



Der Innenhof bietet viel Platz zum Verweilen und Erholen.

Fünf Jahre lang wurde geplant, diskutiert, analysiert und gearbeitet. Im Juni 2015 war es dann so weit: In Dettingen an der Erms eröffnete das Mehrgenerationenprojekt „Sorglos Wohnen“. In dem Quartier finden sich 38 verschiedene Appartements und eine große Anzahl an Angeboten: Wohnungen für Familien, barrierefreier Wohnraum für Ältere, Appartements mit Unterstützungstechnik für Senioren, ein Gemeinschaftsraum, eine Kindertagesstätte sowie eine selbstverantwortete Wohngemeinschaft für Ältere.

Das Ehepaar Leibfarth war unter den ersten, die die neuen Räume bezogen. Sie waren von Beginn an Teil der Planungsgemeinschaft. Denn das Wohnprojekt wurde nicht etwa von einem Bauträger, sondern von einer Bauherrngemeinschaft realisiert. Dabei arbeiteten 28 Privatinvestoren, die Gemeinde Dettingen, die Kommunale Wohnungsbaugemeinschaft und die BruderhausDiakonie Hand in Hand. Zuvor hatten sich die Beteiligten in Workshops Gedanken gemacht. Was fehlt uns in Dettingen? Wie wollen wir im Alter leben? Welche unterschiedlichen

Interessen gilt es zu berücksichtigen? „So kamen wir schließlich darauf, dass ein zentrumsnahes Wohnangebot für Alt und Jung eine gute Sache wäre“, erzählt Kurt Leibfarth. Vor einigen Monaten haben die Eheleute ihr Einfamilienhaus in der Wohnsiedlung verlassen, um ihr neues Zuhause im Zentrum von Dettingen zu beziehen: 85 Quadratmeter, offene Wohn-Ess-Küche, ebenerdige Dusche, großer Balkon. „Als auch noch das letzte Geschäft in der Siedlung dicht gemacht hat, waren wir permanent auf das Auto angewiesen“, erklärt Vera Leibfarth. „Nun genießen wir es, dass wir nur ein paar Schritte ins Zentrum haben und dass es für die Arbeiten rund um die Anlage einen Hausmeister gibt.“ Auch mit ihren neuen Nachbarn kommen die Leibfarths bestens klar. „In unserem Haus kam es im Winter manchmal vor, dass wir die Nachbarn wochenlang nicht gesehen haben“, erinnert sich Vera Leibfarth. Hier ist das anders. Man trifft sich am Müllhaus, im Innenhof, beim Briefkasten oder im Eingangsbereich. „Es ist schon eine richtig gute Gemeinschaft entstanden, die auch füreinander sorgt.“ Da werden Schlüssel hinterlegt, Einkäufe

erledigt, oder es wird Bescheid gesagt, wenn man mal länger nicht da ist. „Nicht, dass sich noch jemand Sorgen macht.“ Sogar ein gemeinsames Grillfest im Wald haben die Bewohner veranstaltet. Die Architektur der Anlage unterstützt bewusst den Austausch zwischen den Bewohnern. Ein begrünter Innenhof dient als Treffpunkt und Erholungsort, die einzelnen Wohneinheiten und Gebäudeteile sind mit Laubengängen verbunden. „Bereits bei der Planung wurde darauf geachtet, dass es genügend Raum für Begegnungen gibt“, erzählt Iris Frank von der BruderhausDiakonie. Sie ist als Quartiersmanagerin Anlaufstelle für die Bewohner, informiert, vermittelt und schaut nach dem Rechten. Heute besucht sie als erstes Anna Hollik. „Na, was macht ihr Blutdruck heute?“, fragt Iris Frank zur Begrüßung. Die alte

Geschmack einrichten und versorge mich selbst.“ Auf dem Herd köchelt die Nudelsuppe mit Siedfleisch, die es heute zum Mittagessen gibt. „Sogar die Einkäufe kann ich selbst erledigen, mit meinem Rollator schaffe ich es problemlos zum nächsten Supermarkt.“ Während die meisten Apartments im Quartier bereits bewohnt sind, ist es in der selbstverantworteten Wohngemeinschaft der BruderhausDiakonie derzeit noch ruhig. Bald schon sollen sich hier bis zu elf ältere Menschen 300 Quadratmeter teilen. Für jeden gibt es ein eigenes Zimmer zum Rückzug, alle andern Räume werden gemeinsam genutzt. „Wir stellen uns eine familienähnliche Wohnform vor, die ein Leben in Gemeinschaft ermöglicht“, erklärt Iris Frank. Wie genau das Zusammenleben aussieht, werden die Bewohner



Die Quartiersmanagerin schaut regelmäßig nach den Bewohnern.



Im Mehrgenerationenprojekt gibt es verschiedene Wohnformen wie Wohngruppen oder Einzelwohnungen.

Dame lebt in einer von vier barrierefreien Wohnungen, die mit einer speziellen Unterstützungstechnik ausgestattet sind. Ein Sensorsystem erkennt Stürze der Bewohner und löst automatisch Alarm aus, über ein Hausnotrufgerät können die Bewohner jederzeit Hilfe herbeirufen. „Es ist ein schönes Gefühl, wenn man merkt, dass sich jemand um einen kümmert“, findet Anna Hollik. „Wenn ich mich lange nicht rühre, werde ich gleich vom Pflegepersonal angerufen“, erzählt sie. Das Telefon klingelt sogar dann, wenn sie Sonntagmorgens mal etwas länger als gewöhnlich ausschläft. An ihrem neuen Zuhause gefällt der 86-jährigen besonders gut, dass Leben im Haus ist. „Hier kann ich mit der Nachbarin ein Schwätzchen von Balkon zu Balkon machen“, lacht sie. Und wenn sich alles erst einmal eingespielt hat, sind im Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss gemeinsame Aktivitäten wie Basteln, Singen oder ein Frühstück geplant.

Auch den Erhalt der Selbständigkeit schätzt die rüstige Rentnerin sehr. „Ich konnte die Wohnung nach meinem

bestimmen. „Uns ist wichtig, hier möglichst wenig Vorgaben zu machen, sondern Gestaltungsräume zu schaffen, die dann von den Bewohnern belebt werden.“ Denn eine der wichtigsten Erfahrungen bei dem Projekt „Sorglos Wohnen“ ist die, dass das Einbringen verschiedener Meinungen und Ansichten zwar manchmal anstrengend, aber durchaus auch bereichernd sein kann. ■

Text und Fotos: Heike Amann-Störk — Illustration: Zambrino



Das Quartier „Sorglos Wohnen“ befindet sich in der Bahnhofstraße 10-12 in Dettingen an der Erms. Mehr Informationen unter www.bruderhausdiakonie.de

Im Interesse der Bewohner

Die Interessen und Rechte von Heimbewohnern vertreten – so lautet die Aufgabe des Bewohnerbeirates. Ursula Ehringer, Vorsitzende des Bewohnerbeirates Bad Schussenried, informiert Facetten über die Wirkungsmöglichkeiten, die Zusammenarbeit zwischen Bewohnern, Leitung und Träger.



Zu einer abwechslungsreichen Freizeitgestaltung gehören gemeinsame Aktivitäten.



Feste bieten die Möglichkeit, mit den Bewohnern zwanglos ins Gespräch zu kommen.



Die Zufriedenheit der Bewohner ist das oberste Ziel des Bewohnerbeirats.

Ursula Ehringer gehört seit 2013 dem Bewohnerbeirat Bad Schussenried an. Sie wurde von den Mitgliedern des Beirates zur Vorsitzenden gewählt. Aktuell setzt sich der Beirat aus drei Heimbewohnern und drei ehrenamtlichen Mitgliedern zusammen. Sie werden für zwei Jahre durch die Heimaufsichtsbehörde eingesetzt. Einige Mitglieder des Bewohnerbeirates sind langjährige Mitglieder in diesem Gremium. Der Bewohnerbeirat arbeitet nach den gesetzlichen Bestimmungen der Heimmitwirkungsverordnung Baden-Württemberg.

Auch wenn der Heimbeirat nur mitwirkt und nicht mitbestimmt, habe er doch zahlreiche Möglichkeiten und Rechte, erklärt Ehringer. Von Änderungen in Musterverträgen der Bewohner und der Heimordnung über Aspekte der Unterkunft, Verpflegung und Betreuung bis hin zur Veranstaltungsorganisation und Freizeitgestaltung ist ihr Aufgabenfeld weit gefächert.

Spezielle Fortbildungen für Bewohnerbeiräte werden von der Einrichtung kostenfrei ermöglicht. Im Kreis Biberach hat zudem der Kreissenorenrat die Initiative ergriffen, Bewohnerbeiräte der Heimeinrichtungen durch Fortbildungen zu unterstützen und ein gegenseitiges Kennenlernen und Vernetzen der Mitglieder zu ermöglichen.

Vertrauen und Verständnis sind oberstes Ziel

Der persönliche Kontakt mit den Bewohnern und der Einrichtung ist jedoch das zentrale Anliegen der Bewohnerbeiräte. Ergänzend gibt es bei einer jährlichen Bewohnerversammlung die Möglichkeit, mit den Bewohnerinnen und Bewohnern zwanglos ins Gespräch zu kommen. Wünsche, Anregungen und Beschwerden werden gehört - eine Art Rechenschaftsbericht für den Bewohnerbeirat.

Auch die Feste im Jahresablauf, wie zum Beispiel Fasching, Sommerfest, Oktoberfest und Nikolaus, bieten dem Bewohnerbeirat die Möglichkeit, einen Eindruck der Zufriedenheit der Bewohner und der Stimmung im Zusammenleben zu gewinnen. Angehörigentreffen ermöglichen darüber hinaus den Kontakt zu Verwandten und Betreuern. Für diesen Personenkreis ist der Heimbeirat ebenfalls ein Ansprechpartner für Anliegen aller Art.

Gegenseitiges Verständnis schaffen

Informationen über aktuelles Geschehen erhält der Bewohnerbeirat bei seinen Sitzungen von der Heimleitung. Hier kann kritisch nachgefragt werden und Vorschläge und Anregungen können eingebracht werden. Die Zusammenarbeit zwischen der Heimleitung und dem Bewohnerbeirat sei über all die Jahre sehr vertrauensvoll und zufriedenstellend verlaufen, resümiert Ursula Ehringer. Eine weitere Informationsquelle sind die Berichte des Medizinischen Dienstes der Krankenversicherung (MDK). Dieser überprüft einmal im Jahr die Qualität der Pflege im Heim. Gleiches gilt für die Berichte der Heimaufsichtsbehörde (siehe Seite 36/37). Bei groben Missständen im Heim könnte sich der Bewohnerbeirat an die Aufsichtsbehörde wenden.

Dem Heimbereich des ZfP ist es bisher immer gelungen, genügend engagierte Mitglieder für den Bewohnerbeirat zu gewinnen. Beim Austausch mit anderen Einrichtungen sei deutlich geworden, dass andere Träger weitaus mehr Schwierigkeiten haben, erklärt Ehringer. ■

Text: Rieke Mitrenga — Foto: Ernst Fessler

Service



Ansprechpartner

Sie haben Fragen zu den verschiedenen Angeboten oder einen betroffenen Angehörigen, für den ein Wohnangebot geeignet wäre?

Ansprechpartner Bereich Wohnen ZfP Südwürttemberg

Christoph Vieten

Leitung Bereich Wohnen in der Region Donau-Riss

Telefon 07583 33-1380

E-Mail christoph.vieten@zfp-zentrum.de

Susanne Höhn

Leitung Bereich Wohnen in der Region Alb-Neckar

Telefon 07373 10-3512

E-Mail susanne.hoehn@zfp-zentrum.de

Dr. Michael Konrad

Leitung Bereich Wohnen in der Region

Ravensburg-Bodensee

Telefon 0751 7601-2537

E-Mail michael.konrad@zfp-zentrum.de



Links

Zusammenarbeit für ein breiteres Angebot

Viele Wohnangebote werden von verschiedenen Einrichtungen in Kooperation angeboten. Vor allem Hilfsvereine, die Gemeindepsychiatrischen Verbünde und viele weitere sind hier wichtige Partner. In vielen Vereinen und Verbänden geht es allerdings nicht nur darum, entsprechende Angebote vorzuhalten, sondern auch psychisch kranke Menschen in ihren Rechten zu stärken, gemeindenahе und bedarfsgerechte Hilfen zu entwickeln sowie Betroffene, deren Angehörige und engagierte Bürger daran zu beteiligen.

- Freundeskreis Bad Schussenried
www.freundeskreis-schussenried.de
- Arkade e.V. Ravensburg
www.arkade-ev.de
- BruderhausDiakonie
www.bruderhausdiakonie.de
- Landesverband Gemeindepsychiatrie Baden-Württemberg e.V.
www.gemeindepsychiatrie-bw.de

Übrigens ...

... wurde in Baden-Württemberg das neue Gesetz für unterstützende Wohnformen, Teilhabe und Pflege (Wohn-, Teilhabe und Pflegesetz - WTPG) verabschiedet. Dies ermöglicht ein differenzierteres Angebot an Wohn- und Versorgungsformen, im Vergleich dazu sah das bisherige Landesheimgesetz nur die Unterscheidung in „Pflegeheim“ oder „Häuslichkeit“ vor. Mit dem neuen Gesetz ist Baden-Württemberg bundeweit Vorreiter.

Welche Wohnformen in diesem neuen Gesetz beschrieben sind, können Sie auf den Seiten des Ministeriums für

Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg in der Rubrik Gesundheit & Pflege nachlesen.



www.sozialministerium.baden-wuerttemberg.de



Ausblick Im nächsten Heft

Körper und Seele im Gleichgewicht Berührungspunkte zwischen Psychiatrie und Somatik

Psychische Erkrankungen wirken sich nicht nur auf die Seele, sondern häufig auch auf den Körper aus. Nicht selten verbirgt sich hinter Symptomen wie Schmerz oder Atemnot eine psychische Störung. Aber auch umgekehrt gibt es Zusammenhänge, beispielsweise psychische und soziale Belastungen einer Krebserkrankung. Deshalb ist es wichtig, dass Expertinnen und Experten unterschiedlicher Fachrichtungen Hand in Hand arbeiten.

Wie viel Somatik braucht die Psychiatrie?

Satelliten sind nicht immer nur
im All.

Diagnose Krebs - und dann?

Weitere Themen im nächsten Heft:
Fachübergreifende Zusammenarbeit,
Palliativmedizin, körperliche Symptome
bei psychischen Erkrankungen.

Impressum

Facetten - Das Magazin des ZfP Südwürttemberg — Herausgeber ZfP Südwürttemberg, Pfarrer-Leube-Straße 29, 88427 Bad Schussenried, www.zfp-web.de — Redaktionelle Verantwortung für diese Ausgabe Melanie Gottlob — Redaktion Christoph Vieten, Heike Amann-Störk, Heike Engelhardt, Melanie Gottlob, Rieke Mitrenga — Konzept und Gestaltung Zambrino Unternehmersgesellschaft, Ulm — Druck Druckerei der Weissenauer Werkstätten — Auflage 4.000 Exemplare — Gedruckt auf Arctic Volume — Facetten erscheint drei Mal jährlich und kann kostenlos bei der Abteilung Kommunikation unter 07583 33-1588 oder per Mail an facetten@zfp-zentrum.de bestellt werden — Die nächste Ausgabe erscheint Mitte April 2016



Möchten Sie über weitere Themen
aus dem ZfP Südwürttemberg aktuell
und kompakt informiert werden?

Melden Sie sich unter
www.zfp-web.de/newsletter
für unseren Newsletter an.

Zuhause ist, wo man sich wohlfühlt.

